Philosophie und Leben

3. JAHRGANG + 3. HEFT + MÄRZ 1927

„Im Dienste der Volkseinheit erstrebt unsere Zeitschrift eine sachliche Aussprache der verschiedenen weltanschaulichen Richtungen."

Sind alle Berufe ethisierbar?

Von Paul Feldkeller

Es gibt lebenswichtige Verrichtungen der menschlichen Natur, die der Mensch nach und nach rationalisiert, d. h. nach Vernunft und Moral geregelt hat. Eine Klasse menschlicher Funktionen und Berufe, wie die der öffentlichen Beamten, entstammen selber moralisch-rationalen Erwägungen und befinden sich daher von vornherein mit moralischen Gesetzen in Einklang. Eine zweite Klasse, zu der wir die des Kaufmanns, des Unternehmers, des politischen und militärischen Anführers zählen, trägt keineswegs schon an sich einen moralischen Index, sondern erhält ihn erst durch die Menschen, welche diese anmoralischen d. h. moralisch neutralen Berufe ethisieren. Diese Ethisierung ist nach dreierlei Art denkbar: nach den Motiven, den Zwecken und den Mitteln. Sie geschieht faktisch nur nach zweierlei Richtung; denn die Motive — Ehrgeizbefriedigung, Macht- und Besitzhunger — werden nicht rationalisiert; die Kultur kann der Selbstsucht nicht entraten. Dagegen werden die an sich partikularistischen Zwecke jener Berufe zu gemeinnützigen umgewandelt, und die Mittel und Wege nach moralischen Gesichtspunkten reguliert. Eine dritte Klasse von Tätigkeiten und Berufen hat sich bisher diesem Zugriff menschlicher Regulierung entzogen. Dafür wird die Ethisierung um so eifriger von der Zukunft erwartet. Hierzu gehört als wichtigster der Beruf des Staatsmanns, über den gleich näher zu reden sein wird.

Gibt es überhaupt nicht-ethisierbare Berufe? Diese wichtige Frage ist das erste Ziel unserer Betrachtung. Diese Frage ist schon deshalb so lehrreich, weil sie nirgends aufgeworfen wird. Es gilt der heutigen Zeit (wie jeder Zeit) als einfache Selbstverständlichkeit, daß die jeweils öffentlicher Anerkennung sich erfreuenden Berufe auch ethisierbar seien. In ihre philosophischen Konsequenzen verfolgt, müßte diese Anschauung freilich in eine prästabilierte Harmonie des Sinnlichen und des Natürlichen, der Kultur und der Natur münden, da bei Entstehung aller Berufe (die des Beamten etwa ausgenommen) auf moralische und

soziale Erfordernisse keine Rücksicht genommen werden konnte. In Wirklichkeit sind denn auch keineswegs alle unzweifelhaften Berufe ethisierbar. Für die öffentlich anerkannten Gewerbe der Prostituierten und der mit diesem zusammenhängenden Erwerbsstände wird das auch allgemein zugegeben. Beim Branntweindestillateur, der aus dem Elend zahlloser Familien, kranker Männer, unglücklicher Frauen Geld münzt, sind die Meinungen schon geteilt. Andere Berufe, die ob unmöglicher Sozialisierbarkeit sofort dem Fluch der Unmoral verfallen würden und wohl auch verfallen sind, halten sich nur dadurch in der öffentlichen Meinung, daß die Allgemeinheit bzw. der Staat die Verantwortung ganz oder teilweise übernimmt. „Sozialisierbarkeit" verstehen wir hier in jenem weiteren Sinne, der nicht nur die übermäßigen Gewinne, sondern auch die Risiken, namentlich die Lebensgefahr auf die Allgemeinheit verteilt. Diese Sozialisierbarkeit fehlt z. B. dem Kohlenbergbau. Bedingung seiner Möglichkeit ist der Erstickungstod einer gesetzmäßigen jährlichen Durchschnittszahl von Bergleuten, deren Größe sich an der Hand der Statistik für das jeweils kommende Lustrum annähernd berechnen läßt. Dieser für den einzelnen und seine Familie unersetzliche Verlust wird nicht auf die Allgemeinheit, nicht einmal auf die Unternehmer verteilt, woraus sich die Nichtethisierbarkeit des rein spekulativen Privatunternehmerberufs auf diesem Industriegebiet ergibt. Faktisch fühlen sich diese Industriellen, zumal nach den neueren Gesetzgebungen, mehr oder weniger als nicht mehr voll verantwortende bloße Funktionäre der Allgemeinheit. Aber nun haftet das Odium auf der Allgemeinheit! Sie ersetzt niemandem das Leben und ist doch weit entfernt, seine Gefährdung auf die Gesamtheit aller zu verteilen.

Eine ganze Reihe von Berufen hat sich mangels Ethisierbarkeit nicht halten können. Der Lebensberuf der Nomaden- und Jägervölker ist dort zum Aussterben verurteilt, wo diese mit Kulturvölkern zusammentreffen. Die Lebensgewohnheiten der Indianer sind mit denen der Weißen, die der Wikinger und kühner Seeräuber mit denen aller Zivilisierten unverträglich d. h., obwohl an sich nicht unsympathisch und nicht immer unmoralisch, doch von deren Standpunkt aus nicht ethisierbar. Der Beruf des Sklavenhändlers hat als offizieller eingehen müssen, weil nach Jahrtausenden einer anderen Auffassung der alte Glaube an die Ethisierbarkeit dieses Berufes aufgegeben werden mußte. Humane Maßnahmen betreffend der Behandlung der Sklaven konnten das unmoralische W e s e n dieses Berufs nicht beseitigen. Trotzdem herrscht der heimliche Sklavenhandel heute noch, z. B. an der Goldküste. Für den Mädchenhandel, den Titel- und Ordenshandel gilt das gleiche. Hier ist überall der Gegenstand des Berufes mit der von der Zivilisation bedingten Ra-

tionalisierung unvereinbar. Die Aufhebung all dieser Berufe war um so leichter als sie der Lebenswichtigkeit entbehrten. Andere werden gerade nur geduldet: der parasitäre Zwischenhändler, der im Gegensatz zum nützlichen Zwischenhändler einen Umsatz nur um des Umsatzes willen künstlich erzeugt; der berufsmäßige Börsenspekulant u. a. Die obige Frage, ob es überhaupt nicht-ethisierbare, obwohl jahrhundertlang anerkannte Berufe gibt, ist also zu bejahen.

Wir stellen nun die weit schwierigere Frage: gibt es unter diesen nun auch lebenswichtige Berufe, die dennoch nicht ethisierbar sind? Die Rationalisten verneinen, die großen Lebenskenner: Machiavelli, Hegel, Nietzsche bejahen diese Frage. Zuoberst steht der Beruf des Staatsmanns großen Stils, des Herrschers und Eroberers. Bethmann Hollweg wollte „Politik in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Ethik" treiben. Männer wie Alexander, Cäsar, Karl, der Große Kurfürst, Friedrich II. von Preußen, Napoleon wären nach dieser Maxime absolut unmöglich. Machiavelli hat die bare Tatsache gesehen. Hegel hat sie philosophisch ins reine bringen wollen, indem er den Staat, die Politik selber zur Quelle einer besonderen höheren Moralität machte, die er von der bloßen Privatmoral trennte. Da Ethisierung Rationalisierung bedeutet, so war damit die Nichtethisierbarkeit des Berufes des großen Staatsmannes klar erkannt. Im Berufe des Staatenlenkers heißt es: Großes leisten oder nach moralischen Rücksichten handeln. Wenn der erfolgreiche Staatsmann ein Gewissen hat und befolgt, so ist dies jedenfalls nicht das Privatgewissen. Man sehe die Papstgeschichte, man sehe Friedrich den Großen vor und nach seiner Thronbesteigung. Alle Vertreter einer idealistischen Politik, einer nach „kulturellen" Gesichtspunkten geleiteten Politik, einer politischen Ethik finden jedenfalls in der Geschichte keine Stütze ihrer Theorien. Nicht nur im Punkte der Motive, sondern, wie ausdrücklich betont sei, auch der Ziele und der Mittel schlägt der geborene Herrscher, der seinen Beruf nicht verleugnet, moralischen Prinzipien mit Notwendigkeit ins Gesicht oder verzichtet auf große Leistungen. Handelt er irgendwo altruistisch, so tut er es als Privatmann, als Staatsmann kann er es nicht. Nichts war würdeloser als das Jammern, Fluchen, Bespeien des Patrioten Poincaré. Hätten wir einen Poincaré gehabt, uns wäre heute wohler.

Der Staatsmann ist ein Mensch der Leidenschaft, der rücksichtslosen Verfolgung großer Ziele. Ein Mann, der sich den Kopf der andern nicht zerbrechen darf, der seine Interessen grausam und blutig durchsetzen darf — nicht weil sie moralisch sind, sondern weil sie mit den Interessen des Geschichtsgenius und damit schließlich der Menschheit selber identisch sind. Daher die ungeheure Spannung zwischen Führern und

Geführten, Fürsten und Volk, Propheten und Heilanden in der Welt. Die Menschheit braucht ihre Könige, Staatsmänner, Eroberer und jubelt ihnen zu, verwöhnt sie, vergöttert sie, betet ihre Großen an. Aber diese brauchen umgekehrt das Volk auch. Es ist dieselbe furchtbare Spannung und dieselbe Quelle intimen Hasses wie zwischen Eheleuten, die füreinander da sind, weil und sofern jeder ein Egoist ist. Auf solcher Schicksalsverschränkung, nicht auf Moral und Rationalismus beruht das Verhältnis der Staatsmänner zu ihrem Volk (Perikles, Hannibal, Napoleon, Bismarck usw.). Nicht aus Philanthropie, aus uneigennütziger Moral, sondern aus Interesse und Leidenschaft handeln sie und opfern ihrem Interesse unbedenklich Leben und Glück der einzelnen. Dafür rächt sich das Volk durch Revolution, Verbannung, Tötung der Propheten, Könige, Anführer. Hier herrscht kein Verhältnis der Moral und des Rechts (siehe Fürstenenteignung). Der Staatsmann zumal ist eine dämonische Natur, steht jenseits von Gut und Böse, ist Funktionär des Weltgeistes. Darin begegnen sich Hegel und Nietzsche.

Aber wie verträgt sich das nun mit Kants Einschärfung der Wichtigkeit der Moral auch für den Staatsmann? „Die Politik", sagt er, „kann keinen Schritt tun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben". Das scheint in unversöhnlichem Widerspruch zu den Taten der großen Eroberer, Revolutionäre, Staatsmänner Napoleon, Lenin, des Großen Kurfürsten zu stehen, die sich, in Übereinstimmung mit Machiavellis „Il Principe" über die moralische Zulässigkeit ihrer Ziele niemals, und ihrer Mittel recht selten, den Kopf zerbrochen haben. Aber das behauptet ja Kant auch nicht, sondern daß auch der große Staatsmann, vermutlich ganz wider Willen, der Moral seine Reverenz erweisen müsse, sie nicht als quantité négligeable behandeln dürfe. In der Tat nehmen in Übereinstimmung mit der Kantischen These sämtliche Staatsmänner auf die Moral weitgehend Rücksicht. Ein die Moral offen und zweideutig verhöhnender Staatsmann ist nicht möglich. Er würde sofort die gesamte zivilisierte Welt gegen sich haben. Heute huldigt kein Staatsmann dem Kantischen Grundsatz mehr als der englische, keiner spricht mehr von Gerechtigkeit, Freiheit, Kultur, Gesittung, Ritterlichkeit als der französische. Ob den Worten in solchem Umfang die Taten entsprechen, ist ganz gleichgültig: die Moral ist eine Großmacht, ja eine Weltmacht. Die Staatsmänner mögen sie verachten, verabscheuen, hassen: sie müssen ausnahmslos mit ihr rechnen. Oderint, dum metuant. Die Moral ist solidarisch mit der öffentlichen Meinung.

Somit hat Kant recht und hat Hegel recht. Daß der große Staatsmann eine dämonische Natur, ein Funktionär des Weltgeistes und der Moral

für seine Person nicht unterworfen ist, selber jenseits von Gut und Böse steht, befreit ihn nicht von dem Zwang, die Moral als verbindlich für die ganze Welt, als das Lebenselement der zivilisierten Welt anzuerkennen, das er ungestraft nicht ignorieren darf. Die Moral ist die Physik der Geschichte. Die Welt kann ohne Moral nicht bestehen. Der Staatsmann muß mit der Moral als einer Großmacht der Erde rechnen. Tut er dies, dann ist er selber von ihr unabhängig. Wer das Gesetz kennt, und anerkennt, ist von seinem Zwange frei. Würde er sich aber faktisch, in seiner Gesinnung der Moral, der öffentlichen Meinung unterwerfen (statt mit ihr als einem Rechenstein zu operieren und so zu beherrschen), dann könnte er nicht einen Schritt tun. Übersieht er sie aber auf seinem Wege, so ereilt ihn die Nemesis. So aber macht er sich zu ihrem Herrn und wächst selber ins Übermoralische. So „huldigt" er (mit Kant) der Moral, wurzelt aber (mit Hegel und Nietzsche) selber jenseits ihrer.

Wo nun der moralische Maßstab angelegt werden muß, da tritt natürlich die Frage der Ethisierung des Staatsmannsberufs unabweislich auf. Aber der große Staatsmann wächst über diese Notwendigkeit hinaus (für ihn kann höchste Untreue, Friedens- und Vertragsbruch, ja Verrat, Gewalt, Neutralitätsverletzung usw. zur Tugend werden). Der kleine Staatsmann unterliegt ihr. Der bloße Politiker, Parlamentarier, Minister hat die Moral der öffentlichen Meinung zum Maßstab, nicht zum Gegenstand, Umstand seines Handelns. Sie ist ihm Schranke, sie ist ihm nicht Stufe zur Höhe. Und handelt er dennoch gegen sie, so holt ihn der Teufel oder der Staatsgerichtshof. Der Beruf des Politikers ist also ethisierbar, der des Staatsmannes nicht. Der Staatsmann wird die moralischen Gesetze so wenig mißachten und unterschätzen wie eine andere politische Großmacht. Denn sie ist mit der öffentlichen Meinung verbündet. Er wird niemals ohne Not gegen sie handeln. Aber doch in Zeiten der Not und geschichtlicher Knotenpunkte. Angesichts großer geschichtlicher, vielleicht für Jahrhunderte wichtiger Entscheidungen fragt kein Staatsmann den Moralkodex. Sagt man aber, er folge einer „höheren Moral", so kann man mit diesem Zauberwort natürlich alles begründen. Wir müßten dann verschiedene Moralen annehmen, die im Gegensatz zueinander stehen. Das kann man tun. Nur ist es durch und durch unzweckmäßig und in gewissem Sinne auch unaufrichtig, von einer „Ethik" zu reden, deren Inhalt man noch gar nicht kennt, also von einer Blankovollmacht, die praktisch doch niemand ausstellt. Wir geraten damit ins Bodenlose. Kein Staatsmann, auch kein solcher mit anerkannt satanischem Charakter wie Lenin, wird um den Hinweis auf sein Gewissen verlegen sein. Aber von Ethik in diesem Sinne wollten wir absichtlich nicht sprechen, weil es ins Spekulative führt. Eine Ethik mit Blankovollmacht würde vom allge-

mein menschlichen Bewußtsein und namentlich von der öffentlichen Meinung als „Moral" nicht anerkannt werden, und gerade darauf, auf die lebendige moralische Atmosphäre kommt es praktisch an.

Wir fahren fort und konstatieren, daß vor einer durchaus lebendigen, aber nicht verbreiteten feinfühligen Moral der Beruf des wirtschaftlich gebundenen Interessenvertreters, wie wir ihn nennen wollen, nicht bestehen kann. Unser sittliches Empfinden verlangt von einem Vertreter fremder Interessen moralische Bindungen und Vermeidung jeder Bezahlung. Ganz gleich, wie es in der Praxis damit stehen mag, setzen wir bei jedem Anwalt, Syndikus, Parteisekretär, Abgeordneten ohne weiteres bis zum Beweis des Gegenteils voraus, daß ihn — von aller materiellen Entschädigung abgesehen — in erster Linie rechtliche, moralische, logische, wissenschaftliche, politische oder sonstige ideelle Gründe zur Vertretung derjenigen Interessen bestimmen, die er tatsächlich übernimmt. Wir fordern dies einfach, und jeder Anwalt und Notar wird das Bewußtsein der Käuflichkeit seiner Dienste — ob er nämlich diese oder die Gegenpartei vertritt — als einen Flecken auf seiner Standesehre empfinden. Er wird die Tatsache, daß er sich einer Partei annimmt oder nicht, gewiß von der materiellen Vergütung abhängig machen, aber nicht die Frage, ob er ihre Interessen oder die der Gegenpartei vertreten soll. Wie immer ihn seine eigenen Interessen unbewußt beeinflussen werden, wird er doch die Forderung empfinden, nicht der Partei, die zuerst zu ihm kommt oder ihm gar den größeren Gewinn verspricht, sondern dem Recht zum Siege zu verhelfen.

Diese Voraussetzungen aber machen wir bei dauernd angestellten Handelsvertretern nicht. Dem Agenten wird kein Vorwurf daraus gemacht, im Gegenteil es als ein Erfordernis seines Berufs angesehen, daß er je nach der Seite, die ihn bezahlt, bereit ist, ganz entgegengesetzte Interessen zu vertreten. Ob er die Interessen der Firma A oder die ihrer geschworenen Feindin und Konkurrentin B vertritt, entscheidet er nicht nach ideellen, sondern materiellen Gründen. Auch Zufallsgründe sind materieller Natur: er muß, um zu existieren, jede Gelegenheit, Geld zu verdienen, ergreifen. Wenn nun diese Gepflogenheit allgemein nicht als unsittlich verurteilt, vielmehr als löblich und als Zeichen beruflicher und moralischer Tüchtigkeit ausgelegt wird (beides gilt dem allgemeinen menschlichen Bewußtsein gleich), so liegt dies daran, daß es sich hier um wirtschaftliche, beim Anwalt, Syndikus, Parteibeamten um rechtliche bzw. politische Interessen handelt. Die Käuflichkeit wirtschaftlicher Interessenvertretung gilt durchaus nicht als unehrenhaft.

Trotzdem besteht dieser Brauch vor einem feineren sittlichen Empfinden nicht. Erstens lassen sich in der Praxis Wirtschaft und Recht niemals

trennen. Alle wirtschaftlichen Fragen haben eine rechtliche Seite. Der wirtschaftliche Vertreter einer Firma ist immer auch zugleich in einem gewissen Sinne ihr Rechtsvertreter und gebunden, deren Rechte wahrzunehmen und auch in Zweifelsfällen ihren Rechtsstandpunkt geltend zu machen — zum Schaden der Konkurrenz, und wir wissen ja, daß der Vertreter auch der Konkurrenz seine Dienste gewidmet hätte, wenn sich für ihn daraus genügend große wirtschaftliche Vorteile geboten hätten. Dazu aber kommt ein Zweites. Sehen wir von den Rechtsfragen ganz ab. Es bleiben so noch ideelle Momente genug übrig, welche die Käuflichkeit nicht rechtfertigen. Feil sind mein Besitz, meine körperlichen und seelischen Kräfte. Feil darf niemals die Persönlichkeit sein, und gerade diese muß der Handelsvertreter ausschließlich im wirtschaftlichen Interesse seines Brotgebers einsetzen. Schon beim Ingenieur, Werkmeister, Arbeiter ist es anders. Sie alle stehen nicht im Dienste einer Partei allein, sondern zugleich der Allgemeinheit. Sie können heute hier, morgen bei der Konkurrenzfirma arbeiten. Der Vertreter kann das ohne moralische Einbuße nicht. Er muß die Ware seiner Firma ins rechte Licht setzen und die Käufer von Abschlüssen mit der Konkurrenz zurückhalten, ganz gleich, ob diese leistungsfähiger ist oder nicht. Ein Reisender, der auch die Interessen der Kunden vertreten und sie gelegentlich zur Konkurrenz schikken würde, also ideelle Gründe geltend machen wollte, hätte seinen Beruf verfehlt. Mit dem Häuser-, dem Versicherungsagenten ist es nicht anders. Wir sehen, diese Berufe sind im Sinne einer höheren, jedoch nicht allgemein anerkannten Moral nicht ethisierbar. Aber für die allgemein menschliche Moral unserer Epoche sind sie es — dem Agenten ist von der öffentlichen Meinung einiges erlaubt, vieles verboten —, und darauf kommt es praktisch an.

Außerordentlich der Ethisierung zugänglich ist der Beruf des Kaufmanns. Es ist ausgeschlossen, daß ein Kaufmann als Kaufmann ein Idealist sein kann — er wäre dann eben ein schlechter Kaufmann. Wohl aber kann er seine ureigensten Interessen in ein noch harmonischeres Verhältnis zur Allgemeinheit setzen, als es geschieht, ich meine in ein Verhältnis noch stärkerer gegenseitiger Interessenverschränkung, wobei jeder Teil auf seine Kosten kommt und durchaus keine Gleichheit, wohl aber eine unterirdische Solidarität die beiderseitigen Interessen verbindet. Nur ungleiche, verschiedene Interessen können ja miteinander solidarisch sein. Gewiß pflegt man eine gewisse Übervorteilungssucht als wesentlich kaufmännisch zu betrachten. Verkäufer pflegen dem Käufer nicht nur die Schäden ihrer Waren zu verheimlichen, sondern auch die durchaus zulässige, ja selbstverständliche, weil im niedrigen Preis gerechtfertigte mindere Qualität zu einer besseren umzulügen. Auch die Sucht, dem Käufer

einen Ladenhüter oder etwas, das er gar nicht brauchen kann, aufzuhängen, gilt nicht allgemein als verwerflich. Es gibt keinen Schuhverkäufer, der einen Kunden für einen verlangten Stiefel, den er selbst nicht führt, an die Konkurrenz verweist. Jeder ist grundsätzlich bereit, dem Kunden etwas anderes zu verkaufen, als das ist, was er ursprünglich haben wollte. Kein Kaufmann schläft schlecht ob der Selbstvorwürfe und Anklagen, die sich der Käufer hinterher macht, wenn er dem Banne seiner suggestiven Schwatzhaftigkeit glücklich oder vielmehr unglücklich entronnen ist. Für die meisten Verkäufer ist mit dem Übergang der Ware an den Käufer das Geschäft erledigt.

Wir wissen, daß sich langsam eine andere Auffassung anbahnt und daß der Ethisierung des Kaufmannsberufs eine große Zukunft bevorsteht. Der Automobilkönig Henry Ford betont, daß mit dem Verkauf der Ware das Geschäft keineswegs abgeschlossen sei, sondern im Gegenteil erst beginne. Erst in der B e w ä h r u n g der gekauften Ware besteht die Leistung des Kaufmanns. Und wie es Ärzte und Rechtsanwälte gibt, welche durchaus nicht alle Kunden annehmen, sondern sie in d e r e n Interesse an den einschlägigen Spezialisten weisen, so kann und wird es auch ein fortgeschrittener Handelsstand der Zukunft tun. „Jedem das Seine". Es ist unmoralisch, einem Käufer etwas zu verkaufen, das er an einer anderen Stelle billiger und vielleicht sogar besser bekommt. Es ist nicht richtig, die Konfektionärinnen anzuweisen, die Roben und Modeartikel wahllos anzupreisen und beim Anprobieren unter allen Umständen etwas „Schönes" und „Passendes" zu finden, statt das Interesse der Kundin und ihren individuellen Fall zu berücksichtigen. Für fachmännische und durchaus unparteiische, aber individuelle B e r a t u n g fehlt den meisten Geschäftsinhabern noch immer der Sinn — leider auch dem Publikum, das sich nicht bereit findet, für sorgfältige Bedienung und unparteiische Beratung durch gebildetes Personal einen in der Sache durchaus gerechtfertigten, angemessen höheren Preis zu zahlen. Der unwissende Käufer verdient aufgeklärt und vom Ankauf dessen, was er nicht brauchen kann, abgehalten zu werden, selbst dann, wenn dadurch das Zustandekommen des Geschäftes verhindert wird. Die heute noch übliche Methode, unter allen Umständen etwas abzusetzen, ist moralisch verwerflich. Sie gehört aber nicht zum Wesen des Kaufmanns und des kaufmännischen Angestellten. Und deren Berufe sind daher nicht nur im hohen Grade, sondern bis zum letzten Rest ethisierbar. Ja, man kann sagen, die nicht ethisierbaren kaufmännischen Berufe sind auch nicht lebenswichtig. Diejenigen Zwischenhändler, die sich überflüssigerweise aus purem Eigennutz zwischen Erzeuger und Verbraucher schieben, ohne die Ware zu verbessern oder bequemer bereit zu stellen, also ohne eine Ge-

genleistung für ihren Gewinn zu bieten, sind sogar schädlich. Es gibt Schmarotzererwerbsstände, welche lediglich zum Schaden der Allgemeinheit eine Konjunktur ausnützen. Auch der nicht ethisierbare Beruf des Animierkneipenbesitzers gehört dahin. Die öffentliche Meinung geht bisweilen fehl. Die Veranstaltung von Lotterien hat sich der Staat vorbehalten: als privatem Gewerbe haftet ihr ein Makel an. Dagegen erfüllt die von Moralisten scheel angesehene Börsenspekulation eine unzweifelhafte Mission: sie stabilisiert den Markt und verhindert Paniken, die bei der Menge der Mitläufer unvermeidlich wären. Wie viele Spekulanten nach der Ethisierbarkeit ihres Gewerbes fragen, ist eine ganz andere Sache. Möglich ist sie.

Auf die Verwendung gewerbsmäßiger Spitzel, Spione, Angeber, Verräter vermag der Staat im Kampfe gegen das Verbrechertum, außerdem zur Sicherung der Nation gegen auswärtige Feinde nicht zu verzichten. Er verachtet diese Menschenklasse und verwendet sie doch. Lebenswichtig und doch nicht ethisierbar ist schließlich das Gewerbe des Freudenmädchens. Ohne diesen staatlich geschützten und kontrollierten Erwerbsstand wäre eine Zunahme erstens der Sexualverbrechen, zweitens der Geschlechtskrankheiten unvermeidlich. Die Angehörigen dieses Standes wissen das sehr wohl und bringen ihre Verachtung der unkontrollierten, wilden Konkurrenz aus den Kreisen der Bürgermädchen zu kräftigem Ausdruck. Auch in der Unmoral ist noch Moral, aber sie ist nicht die allgemein menschliche Moral.

Es ist somit die übermenschliche (geschichtliche, göttliche) und die untermenschliche Sphäre, in welcher sich allein lebenswichtige und doch nicht ethisierbare Berufe auf die Dauer halten können. In der mittleren, nämlich der menschlichen Sphäre sind sie so gut wie verschwunden. Und sonst sind nur noch kümmerliche Reste jener Stände vorhanden, die einst jedes alltagsmoralischen Maßstabes spotteten. Auch der Priester in dem alten dämonischen Sinne mit seiner exklusiven Stellung, mit seiner souveränen Schaltung über das Leben und über — die Wahrheit, sowie der König (beide keiner menschlich-moralischen Instanz verantwortlich) sind ausgestorben. Die gleichmachende sozialistische Epoche duldet keine Sondermoral. Geblieben sind allein — der Staatsmann und die Prostituierte. Und es sind Kräfte am Werk, auch deren Sonderstellung zu erschüttern.

Betrachtungen über Schicksal und Sendung des Genius

Von * * *

1. Schicksal.

Einmal in einer Stunde, die uns verlassen findet, ist es sehr gut, das Herz am Anblick eines großen, immerdar unverstandenen Leides zu trösten. Größer ist nämlich das Leid des Genius, welches er zu tragen und auszuhalten bevorzugt und gewürdigt ward, als so ein armes bißchen Verlassenheit. So überhebe sich denn auch niemand mit einem Worte seines Mißgeschicks. Die kleine Grausamkeit, kraft deren wir uns am Anblick des größeren Schmerzes beruhigen, schmilzt im Feuer des Verständnisses.

Tröstlich und stärkend zu betrachten aber bleibt dieses: Niemals verriet der Genius seine Sterne. Niemals verrät der Genius die Stimme seines Schicksals im Gewissen. Er will sein, was er ist. Und darum wird er schließlich immer im entscheidenden Augenblick allein sein. Nur um diesen Preis des blutenden Herzens schenkt ihm der Dämon sein Werk.

Niemals vermesse sich darum der Genius einer flügelrauschenden Sehnsucht hinab in die geborgnen Tale des Zutrauens, niemals verlange Philoktet nach der Schulter eines Patroklos. Dem Helden ist dergleichen noch erlaubt, dem Genius aber versagt. Wohl kann er einmal die Hand ausstrecken, wohl mag sie warm und beherzt ergriffen werden. Aber schon das unsägliche Glück, welches den Frierenden dann überrieselt, befremdet das Kind der warmen Niederung. Und bald muß es den Fürsten der Gletscher büßen lassen, daß er nicht so ist wie das Ideal vom Genius. Möchten wir wenigstens, da wir zuschauen, nicht die schließlichen Standbilder der Geistesringer entweihen, indem wir sie neugierig umspüren, gleich, als wären sie Abbildnisse. Enthalten wir uns aller zu brechenden Stäbchen. Vergessen wir nicht, daß ethisch zu werten erst anständig wird, in dem Maße wie allbarmherziges Verständnis reift.

Ehrfurcht, meine Seele; denn Leidende werden dir begegnen und jedes ihrer Leiden wandelt in Purpur. Nein, es kann niemals gut sein, einem Verwundeten überlegen zu begegnen. Ehrfurcht, meine Seele; denn diese Blutenden und Gezeichneten sind zu großen Dingen aufbehalten. Sie haben ihre Sterne, und niemals wirst du ihre flammenden Schicksalszeichen durchaus enträtseln. Ehrfurcht, meine Seele, noch wenn Du einen Gescheiterten in den Staub rollen siehst und bis in den Schlamm erniedrigt; weißt Du doch nicht, wann sein Engel Striemen und Kot von

seinem Leibe abwaschen wird. Stille, meine Seele; denn du trittst ungerufen ein in einen Kreis von sehr Empfindlichen. Da sind die Menschen von feinen Gliedern, die Zarten von verletzlicher Haut. Stärker und leidenschaftlicher, reicher und feuriger durchpulst sie der Blutstrom. Stille, meine Seele; — darum sind ihre Sinne heller, ist ihr Auge leuchtender, ihr Ohr gerechter. Wie dürftest du zur Unzeit solche stören. Stille, meine Seele, überwach ist denen der Geist; in grausamer Klarheit überhellt Mitternachtssonne noch ihren tiefen Schlaf. Behutsam, meine Zunge; rede diesen nicht Honigworte von ihrem weißen Lose, von ihrem süßen Glück. Daß sie nicht unmerklich lächeln mit erblaßten Lippen, daß ihr Auge nicht dunkle und dich einen Lidschlag lang verachte. Behutsam, meine Finger, rührt mir nicht an die hohen Werke mit zudringlichem Fürwitz; denn um sie schwebt Leidverklärung. Behutsam, meine Füße; niemals wißt ihr, wann ihr auf heiligen Boden tretet, wo vor euch ein Sonntagskind in reinen Schuhen wandeln durfte.

Ihr, die in einem kleinen Glücke sitzt und in dem dämmerigen Behagen der Genügsamkeit, sprecht nicht laut von den Glücklichen, wenn ihr des Genius gedenkt und seines übersonnten Weges. Hütet euch, denn noch empfindsam sind die Schatten der Großen; und es erbittert sie, wer Blut und Tränen nicht zu ehren weiß.

Aber waren denn nicht Einige von diesen glückselig zu preisen, nachdem ihnen alles gelungen war, sogar das Sterben? Und wenn es von allen, allen denen nur Drei gewesen wären: Sophokles, Lionardo, Goethe. Diesen spann doch einen langen Faden die Parze, so daß sie reif und feurig wurden. Diese vollendeten in goldener Muße ihr Werk und nichts brannte ungestaltet ihnen auf scheidender Seele. Diesen war niemals Mangel beschieden. Früh schon behütete sie eine gnädige Moira. Früh ward ihnen apollinischer Lorbeer. Fürsten des Lebens waren ihre Freunde. Geliebt schieden sie und ihren Ruhm wußten sie unvergänglich.

Und dennoch sind diese Reden und Bilder von den olympischen Häuptern nur ein trügerisches Gleichnis. Schauen wir nur wenige Züge im Angesicht dieses Glückes an. Achtzehn Jahre war Sophokles, da wählte man ihn zum Vortänzer, damals, wo es galt, den marathonischen Sieg zu feiern. Man las ihn aus wegen seiner Schönheit und Anmut. Eine achtzehnjährige Knabenschönheit? Ein tänzerischer Knabe, sicher seines Gleichgewichts und der holdseligen Gebärde? Ein anmutiger, mädchenhafter Knabe also doch wohl. Blühender weicher Bub, wird deine mädchenhaft bewegte Schönheit dir zeitlebens lieb und gesegnet sein? Unmerklich fast stimmt sie das Herz gebietender und entscheidender Männer für dich; gern hören sie im Rat deine zarte kluge Stimme. Und über Taten? O die herrschenden und kriegerischen Geschöpfe schämen sich deiner nicht. Sie

nehmen dich mit ins Feld, ihre Herbheit deckt deine feineren Glieder. Sie erhalten sich so ihren Liebling. Nicht daß der feige wäre. Seinen Mut hat er sich hart erobert. Aber nur leichtere Lanze schwingt sein Arm und heimlich schaudert ihm vor dem Blute. Und in sehr verborgenen Winkeln strömt ihm die leichterquillende griechische Träne über sein Los, niemals ein eherner Mann zu sein, so streng er die Seele auch härte, bis sie den Anblick der Sphinx erträgt.

Sophokles pflegte anfangs, wie es die Sitte heischte, mitzuspielen auf der Bühne; wenn es auch nur Frauenrollen waren. Allein auch dies mußte er aufgeben seiner kleinen Stimme wegen. Zufall? Nein, Schicksal. Denn es gibt Verräterischeres nicht als die Stimme des Menschen. Sie kann nicht verbergen, wie es um die Konstitution eines Geschöpfes steht; und fehlt es ihm irgendwo zum Härtegrad des echten Mannes, fehlt es an dem Erz in der Stimme. Es muß dem großen Tragiker tief schmerzlich gewesen sein, dieses Versagen. Gewiß nicht wegen irgendeiner kleinen theatralischen Eitelkeit. Sophokles durfte nicht ganz *Mann* sein, weil er des *Menschen* Wesen sonst nicht hätte schauen dürfen. Nicht umsonst schenkt er seiner größten Gestalt, was er in einer Brust nicht vereinen konnte. Ihm ist die Schlußformel für seinen Oidipus: ὃς τὰ κλεινὰ αἰνίγματα ᾔδει καὶ κράτιστος ἦν ἀνὴρ „der berühmte Rätsel löste, der vor allen war ein Mann“ (Hölderlins Nachdichtung).

Nicht so wie Sophokles scheidet ein siegreicher Mann von erlöschenden Kräften der Zeugung. Wie einer sein Liebeslos bewerte, nicht danach geht hier die Frage. Ist er Mann, so fühlt er sich Angreifer. Wie aber erwiderte Sophokles, als ihn athenische Unbefangenheit fragte, er trauere doch um die mit Rosen gekränzten Becher der Liebesfreude? „Froh bin ich, von diesen wilden Pferden losgeschirrt zu sein.“ Losgeschirrt? Ein in die Zügel verwickelter, ein gestürzter, ein wehrlos geschleifter also war der Liebling der Musen. Eine menschlich erschütternde, eine echte ungeschminkte Antwort gab der lautere Seher des delphischen Apollon. Nicht eines erobernden Mannes Antwort. Und solche Stirnen küßt die herbe Muse. Aus zu weichem Wachs ist der Genius gebildet. Immer ist etwas in seiner Mischung zum Weibtum überfeinert, ansonst er nicht Gestalten empfinge von seinem Dämon.

Von Lionardo gibt es eine versteckte Zeichnung. Die taktlose Zeit, die Gräberwühlerin in Geheimnissen, hat sie veröffentlicht und erläutert, ohne sich im guten Geschmack der Vergangenheit dafür des Lateins zu bedienen. Lionardo, der alles vermochte, war auch Anatom. Sein Silberstift seziert das zu verschleiernde Geheimnis. Ihm, dem Überwachen, sind ja doch alle Schleier durchsichtig. Lassen wir die Anatomie. Schauen wir nur einen Augenblick das zurückgeworfene Haupt des Mannes, dessen

seine Brauen und erblaßten Mundwinkel schmerzverzerrt daran leiden, geliebt zu werden. Manneshaupt rückgeworfen? Daran leiden, geliebt zu werden? Ja, gerade ebenso muß man sagen; sonst gibt es keinen Sinn. Wohl denen, die solchen Sinn nicht verstehen. Es ist dem ungestörten Schlummer zuträglicher, ihn nicht zu verstehen, das Rätsel Lionardos nicht zu verstehen. So also sieht es in dem universalen Genius aus, dem Fürsten des Ruhmes, dem Ruhme von Fürsten? Ja, so sieht es aus. Nun besitzt ein Mann das irdische Glück allerdings in dem Maße, als ihn Weibesliebe beseligen könnte. Die Weiber Gloria und Fortuna sind Lionardo da Vinci zeitlebens getreu geblieben, weil er ihnen niemals nachgelaufen ist. Kätzchen schmeicheln dem am beharrlichsten, der sie nicht lockt. Aber haben die sonst so launischen Damen dem großen Magus die irdische Lust gebracht? Er kann an ihnen nur gelitten haben, wie er, der Gestaltempfänglichste, am Weibe gelitten hat. Wenn über einen das Leben (auch eine Göttin) sein Füllhorn reichlich ausgeschüttet hat, so war es Lionardo. Was konnte es ihm taugen, da er ja doch Genius war und Genius blieb? Das ist so eine Wahrheit von Ruhmesfreude und Glück des gesundesten Genius; wobei zu erwägen bleibt, daß gesundest hier weniger bedeutet als gesund. Lionardo liebte nur Knaben mit Mädchenblick und Mädchenlächeln, wie er sie dessen zum Zeugnis gemalt hat; ebenso wie der andere, der dunkele, bei dem niemand das Glück und die Gesundheit vermuten würde, er, der sie leidenschaftlicher und plastischer mit seinem Pinsel bildete, nicht in Dämmerlicht sie tauchend. Und ohne das arme Wort Gesundheit zu pressen, — im Kreise der wohligen Geratenheit liegt das gerade nicht. Malte Lionardo das Menschenweib, so als Dämon. Doch die Frage nach dem Dämon ist nicht die nach der Krankheit. Sie hat ihren eigenen Ton und ihre eigene Scheu.

Und der Dritte der Glücklichen unter dem Lorbeer? Goethe mußte so weise sein, um nicht in Krankheit zu fallen, — nicht n u r deswegen (wie sich versteht). In einem Leben, das so unter einem hellen Schicksalsstern steht, ist nichts Zufall, auch nichts Jugendzufall, nicht Blutsturz, nicht Selbstmordanwandlung. Goethe ist schweigsam über seine Doppelgängergesichte, rätselhaften Begegnungen, Nachtgesichte. Aber um ihn raunt man von solchen Dingen. Ganz ohne Grund? Und im Falle des Erdbebens von Messina hat er sich selbst verraten. Derlei widerfährt nicht den ungefährdeten Nerven. Gewiß, es gibt gefährdetere Nerven ohne Genialität. Krankheit ist nicht Erklärung des Genius. Wer wagte ernstlich solche Plattheit? Aber *τὸ οὗ οὐκ ἄνευ* (stete Mitbedingung) sagte die kühle Weisheit des Aristoteles.

Und das sind die drei gesunden Genies, die unfragwürdigsten unter den Künstlern. Das sind doch schließlich, behielte der Anwalt ihrer Ge-

sundheit recht, drei Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. Es liegt wenig daran, ob man eine vierte, fünfte — Ausnahme hinzufügen kann.

Deutsches Wollen

Von Paul Hoche

Das stärkere Willensleben unterscheidet die Bewohner des Abendlandes von den Morgenländern; aber auch zwischen den einzelnen Völkern der germanischen und romanischen Rasse ist im Wollen ein deutlicher Unterschied zu spüren. Griechisches Wesen ging im Schönheitsempfinden auf, es betonte das klare Maß der Dinge, war Ruhe und Ebenmäßigkeit. Im Italienischen liegt eine heiß auflodernde Leidenschaftlichkeit, im Französischen der bekannte Elan, die leichte Beweglichkeit, im Englischen die Richtung auf das Nützliche, das Zweckmäßige. Auf den Deutschen trifft keines dieser Merkmale genau zu; das Wollen ist auch sein Kennzeichen, sogar ein sehr starkes Wollen, aber es ist, wie es Richard Müller-Freienfels in seinem fesselnd geschriebenen Buche „Der Deutsche und seine Kultur" nennt, durchaus unbestimmt. Andere Völker sind scharfsinniger, verstandesmäßiger, mehr der äußeren Welt zugewandt, der Deutsche hingegen ist tiefsinniger, in sich gekehrter, irrationaler, d. h. sein Wesen wurzelt letzten Endes im Übersinnlichen, im Transzendenten, im Gefühl, in der Stimmung. Die Erfahrung und Vernunft sprechen bei ihm nicht das letzte Wort, sondern der Trieb, das Gefühl, ein Lebenszentrum, das hinter allem Erkennen und Wissen ruht. Der tiefsinnige Mensch ist noch „solcher Synthesen fähig, die logisch nicht mehr zu erfassen sind, die vielmehr in einer über alles klare Erkennen hinaus irrationalen Tiefe wurzeln. Sein Gefühl vermag auch da noch Brücken zu schlagen, wo der Verstand keine mehr sieht". Daher das Sehnsüchtige im deutschen Gemüt, die Verinnerlichung der äußeren Welt, die wunderbare, sich selbst genügende krause Phantastik, die in alle Weiten strebt und nach der Wirklichkeit nicht fragt.

Trotzdem liegt nicht die willenlose Weichheit, wie sie z. B. dem Slaven mehr eignet, im deutschen Wesen, nicht eine passive Hingabe, wie sie der Slave äußert, nicht ein genießerisches Schwelgen und Träumen, wie wir es bei den Indern finden, sondern etwas durchaus Aktives, ein ernstes Streben, ja, ein fast stürmisches Verlangen nach Kraftentfaltung.

Aber der Rhythmus des Lebens verläuft beim Deutschen gemäßigter, er gleicht dem schwer und langsam dahinflutenden Strome, wie Arndt auch ganz treffend bemerkt: Deutsche, wollet nicht leicht und gaukelnd

sein, schimmernd und zierlich, denn das könnt ihr nicht. Ihr müßt schwer sein wollen an Ernst! Der Deutsche ist weniger der leichtbeschwingte Erfinder, aber einer, der das Erfaßte bis in seine letzten Konsequenzen durchdenkt, der das Entdeckte sicher ausbaut und dabei mit einer Gründlichkeit und Ausdauer vorgeht, worin ihn keiner übertrifft.

Gewiß, sein Wollen ist unbestimmt, er ist unausgeglichen, er strebt regellos ins Ungewisse, ins Unendliche; aber weil ihn die äußere Welt weniger bindet, sucht er sich einen Zwang, dem er sich freiwillig unterwirft: das Gesetz. Gesetz und Pflicht schreibt der Deutsche groß, ihnen gegenüber gibt es kein Drehen und Deuteln, kein Kompromisseln. Daher ist der Deutsche im Grunde genommen fügsam, folgsam, findet „gehorsam seine Seele am schönsten frei", daher findet er die vielen Vorschriften des täglichen Lebens nicht unwürdig, daher ist er seinen Führern ergeben. In allen Lebensäußerungen finden wir die angedeutete Art des deutschen Wollens zum Ausdruck gebracht. Das gesamte deutsche Geistesleben ist ein Beweis dafür. Deutsche Mystik, das tiefe Hineinversenken in sich selber, „deutsche Romantik, dieses Phantasieren und Ahnen jenseit aller Welt des Wissens und der Erfahrung", wo finden wir es in gleichem Maße wieder? Kant und Fichte haben den sittlichen Willen gepredigt, auf das Gesetz in der Brust hingewiesen. Nietzsches Lehre ist vom Willen zur Macht getragen, und Rudolf Eucken betonte einen „neudeutschen Idealismus", der in einer selbständigen Geisteswelt wurzelt. So liegt deutsches Wollen auch der deutschen Philosophie zugrunde. Im deutschen Drama ringt der Held gegen alle Widerstände durch die Kraft seines Willens, auf dem Gebiete der Erzählung zeigt der Ich-Roman, wie sich ein einzelner Mensch entwickelt, wie er vorwärtsstrebt, sich selbst und die Welt gestaltet. Deutsche Musik ist kein bloßes, gefälliges Träumen, sondern ein Hineindringen in die Tiefen der Seele, ein Aufwühlen und Neuschaffen; erinnert sei an Beethovens Worte: Die Musik muß dem Manne Feuer aus der Seele schlagen! Religion ist dem Deutschen nicht ein beschauliches Ruhen in Gott, sondern ein Streben und Werden. „Das Leben ist ihm nicht ein Frommsein, sondern ein Frommwerden, nicht ein Wesen, sondern ein Werden, nicht ein Ruhen, sondern eine Übung, nicht ein Ende, sondern ein Weg." Entspricht nicht überhaupt das gesamte Bildungsstreben unsers Volkes dem deutschen Wollen? Wo in aller Welt hätten wir den tieferen und heißeren Erkenntnisdrang, wo gehört das Dichten und Trachten, das Streben nach Höherentwicklung mehr zum Nerv des Seins als bei unserm Volke? Es bleibt immer ein beachtenswertes Zeichen unserer Art, daß ein Schulzwang im Grunde bei uns gar nicht nötig ist, daß die Eltern die Kinder von selber zur Schule schicken; wir sind wohl mit das am meisten schulisch, pädagogisch veranlagte Volk

der Erde, es wird bei uns wahrscheinlich mehr als irgendwo anders erzogen.

Richten wir unsern Blick auf das wirtschaftliche Leben. Auch da prägt sich deutlich deutsches Wollen aus. Es ist durchaus keine Ruhmredigkeit, wenn wir das deutsche Volk mit das fleißigste der Erde heißen. Wenn es in den Jahrzehnten vor dem Kriege so märchenhaft hoch gestiegen war, so wurde es lediglich durch seine Arbeit in die Höhe geführt. Es stimmt, wenn Freytag seinem Roman „Soll und Haben" das Leitwort voransetzt: Der Dichter soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich in der Arbeit. Im Deutschen steckt tatsächlich ein besonderer Trieb zum Werk. Haben wir nicht so manche deutsche Landschaft vor uns, die heute ein ganz anderes Gesicht zeigt, als ihr die Natur einst verlieh? War es nicht deutscher Wille, der eigentlich die heutige deutsche Flur geschaffen hat? Wenn heute in den Fabriken die Räder surren, in den Werkstätten die Köpfe und Hände arbeiten, wenn der Bauer den Pflug lenkt, wenn in den vielen Arten von Schulen Geist und Leib gebildet werden, so ist das deutsche Arbeit, deutsches Wollen.

Es wäre ein Widersinn und eine unendliche Tragik, wenn ein Volk von solcher Veranlagung unterginge oder dauernd unter statt neben andern Völkern stehen müßte. Das kann und wird aber auch nicht sein, weil es den Entwicklungsgesetzen zuwiderliefe. Diese Tatsache mag uns ein starker Trost sein, wenn Schwermut und Verzweiflung allzusehr niederdrücken. Freilich, wie sich der einzelne Mensch nur niemals auf das unbestimmte Glück von außen her verlassen soll, mögen wir auch als Volk ähnlichen törichten Hoffnungen entsagen. Wie der einzelne das Leben doch schließlich nur durch die eigne Persönlichkeit meistert, so das Volk durch höchste Lebenstüchtigkeit in allen Gliedern.

Der Deutsche hat sich seine Erfolge stets schwer erringen müssen und wird auch den neuen Aufbau nur nach harter Arbeit gewinnen; aber ein genießerisches, bequemes „Verliegen", ein tatenloses Ruhen liegt nicht in seiner Art. Es gehört wohl mit zu seinem tiefsten Wesen, daß er sich sein Glück täglich neu erkämpfen muß.

Auge und Ohr

Von Willy Meckbach

Die Welt ist voll Licht.

Leuchtende Wellen entströmen den glühenden Gestirnen und verlieren sich im Äther.

Im Strahlenscheine unserer Sonne schwimmt die Erde und wendet unablässig Seite um Seite dem blendenden Segen zu. Auch für die näch-

tige Hälfte fängt sie mit ihrem Monde die köstlichen Strahlen auf. Und kehrt der Mond sein Dunkles zur Erde, auch dann noch dringt aus unendlichen Weiten mildes Sternenlicht in die irdische Nacht.

Wo auf Erden ein Auge sich auftut, da muß es Strahlen empfangen. Kaum irgends ist völliges Dunkel.

In die Sonne selbst aber können wir nicht sehen; übermächtig ist der Glanz ihrer Strahlen. Doch an den Körpern der Umwelt bricht er sich zu Milde und Fülle in unzählbarer Mannigfaltigkeit. Von überallher, von Bäumen und Häusern und Bergen, von Leblosem und Lebendigem, von tausend Dingen bis zum Himmelsblau und Zirrushauch der letzten Wolken bringt so das Licht Bilder um Bilder in das Menschenauge, die unendliche Fülle des Vorhandenen.

Wie reich ist das Auge!

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Welt ist stumm.

Lautlos ziehen die Gestirne daher. Den Sphärengesang hat noch Niemand gehört.

Auch auf Erden ist's stille. Nur hie und da saust der Wind und rauschen die Wasser und seltener Donner dröhnt vom Himmel.

Wozu sollte ein Ohr sein, wären nicht lebendige Wesen da zu ihm zu sprechen?

— — — — — — — — — — — — — — —

Lege das Blatt hin, Leser. Schaue um dich und lausche — —

Was siehst du?

Eine Fülle von Dingen und hunderte von Bildern könntest du davon malen.

Was hörst du?

Vielleicht nur dein eigenes leises Atmen. Wenn aber andere Laute zu dir dringen, das meiste rührt gewiß vom Menschen her.

— — — — — — — — — — — — — — —

Des Menschen Auge ist der Sinn vom Menschen zur Welt; das Ohr vom Menschen zum Menschen.

Der Blinde ist hilflos. Wer taub wird vereinsamt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Durch die Menschen erst empfing das Ohr, von der Natur arm gelassen seinen Reichtum. Zwei Welten erschuf er ihm: die Sprache und die Musik. Das Auge aber schwelgte von je in der Fülle.

Daher braucht das Auge einen Vorhang es zu schließen, damit es auch ruhen könne. Das Ohr ist immer offen wie die Hände eines Bettlers.

Das Ohr ist der Wächter der niemals schläft. Es kann sich nicht abwenden. Es kann nicht wählen was es aufnehmen will. Der Schall umflutet es, bemächtigt sich seiner, erfüllt es ganz.

Das Auge ist selbsttätig. Es kann sich wehren, kann fortsehen, kann aussuchen was es sehn will und was nicht, kann b e sehn was es genau erkennen will. Es schließt sich und verschwunden ist die Welt. Sein Gebiet ist Mannigfaltigkeit. Lange auf einen Punkt sehen schmerzt. In ruhelosem Schweifen erfaßt das Auge ein Vielerlei zugleich. Wie staunt der Blick, wenn einmal ein Weites, Einfaches ihn erfüllt. Thalatta, Thalatta! Und gleich entdeckt er unzählige einzelne Wellen und Wellchen und blinkende Sonnensterne auf dem unendlichen Meer.

Nur Lichtmassen und nächtliches Dunkel können eine ähnliche umflutende Wirkung haben wie der Schall. Und weite Hallen sind wie Orgelklang.

— — — — — — — — — — — — — — —

So ist das Hören einfach, gleichsam eingeleisig. Mehreres Hörbares zu gleicher Zeit, wenn es nicht in eine Einheit zusammenfließt, muß sich stören. Nur im Nacheinander kann das Ohr Mannigfaltigkeit finden.

— — — — — — — — — — — — — — —

In Zeit und Raum nur kennen wir die Welt.

Uns selbst nur in der Zeit. Was im Raum ist, ist Umwelt. Raumlos ist das Denken, das doch aus der Zeit nicht herauskann.

So gut wie raumlos ist auch das Hören ob es schon nur im Raume stattfindet. Wenn die anderen Sinne es uns nicht sagten, durchs Ohr erführen wir nur wenig vom Raum. Eine Ahnung gäbe es uns von hierher und dorther, von näher und ferner, weiter nichts. Musik, die wir empfinden klingt i n uns.

Das Sehen aber muß immer räumlich sein, immer von Dingen außer uns sprechen.

Was weiß das Ohr von den Körpern? Selbst wie die Stimmbänder beschaffen sind, die doch der Ohren wegen da sind, das sagen nicht die Schallwellen dem Hörer; das haben erst dem Auge des Anatomen die Lichtwellen mitgeteilt.

So wird Augenkunst von selbst Raumkunst. Reine Ohrenkunst kann nur Zeitkunst sein.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nur sich Bewegendes erzeugt Schall. Bewegung aber ist das äußere Merkmal des Lebens. Das Leben schuf sich die Stimme für das Ohr und das Ohr für die Stimme.

Leben ist auch Beseelung. Die lebendige Bewegung die den Laut der Stimme hervorbringt trägt auch ihr Seelisches in ihn hinein. So wird der Laut Bote von Leben zu Leben, von Seele zu Seele, von Geist zu Geist.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein Köstlichstes ist dem Ohr geschenkt.

Wenn den Menschen inneres Schwingen ergreift gebiert er das Schöne. So auch die Körper. Werden sie bewegt vom Wechsel in sich gleicher Schwingungen, dann geht ein Neues von ihnen aus. Ein noch ungehörter Klang zieht durch die Lüfte irdisch und unirdisch zugleich: der Ton. Der umfängt den Menschen und trägt ihn in ein Reich das nicht von dieser Welt zu sein scheint und darin sich doch die Seele dieser Welt unmittelbar kund tut. Der träge Stoff ist zum Künstler geworden.

Aber nur für das Ohr.

Dem Auge das sonst so reich ist wurde ein Gleiches versagt. Farbe und Licht und Schatten und ihre Begrenzungen sind Natur. Der Ton ist schon Kunst: um nur einen Ton zu singen braucht es nicht nur Stimme sondern auch Seele. Aus Farben und Linien wird erst Kunst, wenn der Mensch sie fügt etwas darzustellen oder ein Ding zu schmücken.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Ton ist Schwingung. Er ist auch beschwingt.

Im Flügelschlagen des rhythmischen Auf und Nieder neigen sich die Töne zueinander, umschlingen sich, wandeln in süßer Eintracht, trotzen auf, scheiden sich, prallen aufeinander, pressen sich angstvoll, jagen dahin, wallen und brausen, spielen und lächeln, ruhen in Frieden, sinken ins Dunkel. Vom Leben getragen tragen sie Leben. Und die Nacht des Todes durchleuchtet sie.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Federn und Eilen wiegender Klänge erfaßt des Menschen lebendigen Leib: er ergreift ein Geliebtes und schwingt sich im Tanze. So auch das Herzinnerste rührt der Gesang, trägt es davon und führt es in fremde Heimat. Er hebt es und beugt es läßt es stürmen und ruhen aufblühen und vergehen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Denn aus dem Innersten eines lebendigen Wesens kam der erste Ton. Machen die Frühlingslüfte alle Vogelherzchen weit, dann füllen liebliche Gesänge den Wald.

Auch jeder Regung der Menschenseele entspricht ein tönendes auf und nieder der menschlichen Stimme.

Melodie ist Urgebärde des innersten Herzens.

— — — — — — — — — — — — — — —

Musik kann das garnicht sein, was die anderen Künste auch sein müssen, aber nicht allein sein sollen: Nachahmung der Natur.

Auch unterscheidet sie, daß sie gebärdenhaft dem Körper des Menschen verbunden ist, ihn anfassend da, wo er an die Seele grenzt.

Daher ist die Stärke der Musik ihre unmittelbare Wirkung auf die Seele. Ihre Stärke und Schwäche zugleich ist ihre Erdenferne, Untatsächlichkeit. Bei den bildenden Künsten ist's umgekehrt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nehmt an ihr hättet eure Augen und wohntet in der Leere und eure Blicke darbten, keine Farben, keine Linien, keine Flächen, kein Licht noch Schatten sei euch bekannt.

Da käme der Künstler, und er allein wäre imstande, euch alles das zu geben. Er allein könnte Reichtum an Stelle eurer Armut setzen, umhüllte eure Blicke mit leuchtenden Farben, bewegten Flächen und Liniengebilden, steigenden und sinkenden durch alle Grade von hell und dunkel.

Erst dann könnte der Maler das Wunder für euer Auge bringen, das eurem Ohr der Musiker alle Tage gewähren kann.

Auch dann noch nicht.

Auch dann noch wäre die Malerei der Musik nicht gleich. Es fehlte das unmittelbar Gebärdenhafte, das die rhythmische Lautbewegung zu dem durch die Natur in der Menschenstimme von selbst gegebenen und daher durch sich sofort verständlichen Ausdruck der Gefühle macht. Geigen aber und Flöten und Pauken und Trompeten sind nur Stimm-Ersatz und -Ausgestaltung, und wer sie hört, singt innerlich mit, als wenn es Gesang von Menschenstimmen wäre.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir wohnen nicht in der Leere, und unsere Augen darben nicht. Die unendliche Fülle der Dinge und Gestalten ist ihr. Jeden Tag von Aufgang bis Niedergang.

Laßt dem Auge seinen Reichtum. Laßt es Auge bleiben. Zum Farbenohr könnt ihr's nicht machen. Ihr selbst aber bleibt Bildner ihr bildenden Künstler, und eure Bilder mögen auch weiter Bilder sein, abspiegelnd das Vorhandene in der Welt. Nicht bloß nachahmen sollt ihr. Wie Orpheus mögt ihr aus der unhörbaren Musik eures Herzens Melodie in die Bilder der Dinge bringen, daß sie von euren Gefühlen bewegt, ihre „uranfängliche Schönheit" enthüllen. Aber stets müßt ihr tun, was der Musiker nie tun kann: darstellen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wohl sind alle Künste Ende aller Enden dasselbe: gestaltende Lebensbetätigung.

Kunst ist Seelenblühen.

Aber die Verschiedenheiten, wie der gestaltende Geist ins Körperliche tritt, sind da und bleiben, solange die Sinne verschieden sind, an die er sich wendet.

Ein Pinsel ist keine Geige. Weil das Auge kein Ohr ist.

Es ist töricht, die Kluft nicht zu sehen, die die Künste trennt. Ebenso wie nur ein Kurzsichtiger die einige Wurzel verkennen kann, aus der sie geschwisterlich hervorwachsen.

Autorität der Gemeinschaft und Gewissen des Einzelnen als soziologisch-pädagogisches Problem

Von August Messer

Wenn man einseitig den Blick darauf lenkt, daß jede Gemeinschaft aus Einzelnen besteht, so kann es wundernehmen, daß doch andererseits mit allem Gemeinschaftsleben eine Spannung, ja ein Gegensatz von Gemeinschaft und Individuum untrennbar verknüpft zu sein scheint. Wie erklärt sich das?

Gewiß lassen sich dafür mancherlei Gründe anführen; ein besonders gewichtiger, den wir diesmal allein ins Auge fassen wollen, liegt in der geistigen Enge vieler Menschen. Ihre eigene Auffassung von dem Ziel und Sinn der Gemeinschaft und von den Forderungen, die sich daraus ergeben, halten sie nicht nur für richtig, sondern für die einzig mögliche und diskutable. Das macht sie blind für den Gemeinschaftssinn der anderen, die nicht ihrer Meinung sind; sie gelten ihnen entweder als zu dumm oder zu wenig urteilsfähig, zu phantastisch, um das wahre Beste der Gemeinschaft zu erkennen, oder aber man spricht ihnen den Willen zur Gemeinschaft überhaupt ab, man sieht in ihnen Böswillige, verkappte Feinde der Gemeinschaft.

Aus dieser seelischen Verfassung heraus versteht man ohne weiteres, daß gewisse soziologische Erscheinungen auf ganz verschiedenen Kulturgebieten doch die gleiche sozialpsychologische Erklärung fordern. Es stammt aus der gleichen seelischen Verfassung, ob man gewisse sich erst heraufarbeitende künstlerische und wissenschaftliche Richtungen als „unkünstlerisch" bzw. „unwissenschaftlich" von vornherein ablehnt, oder ob bestimmte Richtungen im politischen Leben sich als die allein „nationalen" oder im kirchlich-religiösen sich als die allein „gläubigen" fühlen und bezeichnen.

Je mächtiger aber solche Richtungen werden und je rücksichtsloser sie sich durchsetzen — das Sowjet-Regiment in Rußland und der Faschismus in Italien bieten ja zurzeit die augenfälligsten Beispiele —, um so mehr wird verkannt, daß Gemeinschaft ihrem Wesen nach nicht Einförmigkeit und Einfachheit fordert, sondern Einheit des Mannigfaltigen, Einheit *trotz*, ja *in* der individuellen Vielfältigkeit.

Wird die „Einform" — die sich ja gern auch in „Uniform" bekundet — mit äußeren oder inneren Mitteln erzwungen, so muß auf die Dauer Erstarrung des inneren Lebens der Gemeinschaft eintreten oder es werden sich Gegentendenzen gegen die gewaltsam herrschende mit ähnlich gewaltsamen Mitteln Luft zu schaffen suchen.

Besonders lehrreich ist es, für solche soziologische Einsichten dasjenige Gemeinschaftsgebilde zu studieren, das durch Dauer, Umfang, Festigkeit der Organisation über allen hervorragt: *die katholische Kirche*.

Nach allgemeiner Ansicht ist sie schon seit Jahrhunderten, besonders seit der Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts, so einseitig von der uniformierenden Tendenz beherrscht, daß man meinen könnte, daß alles echte Eigenleben der Individuen in ihr längst erstorben sein müßte. Damit aber stimmt doch nicht, daß diese Kirche, zumal bei uns gegenwärtig in Deutschland ein Leben zeigt, dem man den Charakter der Innerlichkeit und Geistigkeit nicht wird absprechen können.

Auch für die Erklärung dieser Tatsache mögen mancherlei Faktoren in Frage kommen: wir begnügen uns hier auf einen Umstand von prinzipieller Bedeutung hinzuweisen.

Wie sehr auch in der katholischen Kirche allmählich eine bestimmte Richtung zur Herrschaft gekommen ist und diese Herrschaft durch die höchste Steigerung der päpstlichen Autorität gefestigt hat, so hat man andererseits das Urrecht des Einzelnen, das Recht sich auf sein Gewissen zu berufen und ihm entsprechend zu handeln, im Prinzip wenigstens anerkannt, und so ist hier bei allem Uebergewicht der Gemeinschaft und ihrer Autorität doch die Spannung zwischen ihr und dem Individuum (die Voraussetzung wirklichen Gemeinschafts*lebens* ist) niemals völlig beseitigt worden.

Vielfach ist diese Tatsache freilich so gut wie unbekannt; darum ist auch in akatholischen Kreisen das Vorurteil weit verbreitet, die Berufung auf das eigene Gewissen gegenüber der kirchlichen Autorität werde dem Katholiken schlechthin als schwerste Sünde angerechnet; vielmehr nehme die Kirche den Einzelnen die religiös-sittliche Verantwortung Gott gegenüber völlig ab.

Es mußte darum höchstes Erstaunen wecken, daß im 1. Heft des I. Jahrgangs (1925) von „Philosophie und Leben" ein Jesuitenpater (Max Pri-

billa) den Satz aussprach, „daß der Mensch immer der inneren Stimme seines Gewissens folgen muß, auch wenn diese ihn zeitweilig oder dauernd von der Lehre der Kirche trennen sollte."

So nennt z. B. Dr. Paul Feldkeller in dem von ihm herausgegebenen „Reichls Philosophischen Almanach 1925/26, S. 247, gelegentlich einer ausführlichen Besprechung unserer Zeitschrift jenen Satz Pribillas eine auf durchaus unkatholischen Voraussetzungen und Begriffsbildungen beruhende und darum gar nicht diskutierbare These. Ja, er charakterisiert dessen Aufsatz als „Wiederholung allbekannter, nunmehr aber unerträglich werdender logischer Schnitzer und Kniffe — unlauter und andere zu unlauterem Denken verführend."

Solche Ausdrücke überschreiten bedauerlicher Weise die Grenzen einer sachlichen Polemik; wir brauchen auf sie aber schon deshalb nicht einzugehen, weil ja keine Gründe für diese geradezu kränkende Charakterisierung beigebracht werden.

Was aber Feldkellers Behauptung, Pribillas These sei „unkatholisch", angeht, so genügt es auf eine Stelle aus Thomas von Aquins „Summa theologica" (I_2, quaestio 19, art. 5) hinzuweisen (die ich Pribilla verdanke). Dort heißt es: „credere in Christum est per se bonum et necessarium ad salutem; sed voluntas non fertur in hoc, nisi secundum quod a ratione proponitur. Unde si a ratione proponatur ut malum, voluntas fertur in hoc ut malum, non quia est malum secundum se, sed quia est malum per accidens ex apprehensione rationis ... Unde dicendum, quod simpliciter omnis voluntas discordans a ratione sive recta sive errante, semper est mala." („An Christus glauben ist in sich gut und für das Seelenheil notwendig; aber der Wille richtet sich nicht darauf, außer wenn es ihm von der Vernunft [als gut] vorgestellt wird. Wenn es ihm darum von der Vernunft als böse hingestellt wird, so nimmt der Wille dazu Stellung, als zu etwas Bösem, nicht weil es in sich böse wäre, sondern, weil es böse ist durch den zufälligen Umstand, daß es die Vernunft so auffaßt ... Man muß daher erklären, daß schlechthin jegliches Wollen, das von der Vernunft [und damit von dem Gewissen], habe sie nun recht oder sei sie im Irrtum, abweicht, böse ist.)

Will man nun feststellen, was „katholisch" und was „unkatholisch" ist, so wird man doch besser bei Thomas von Aquin darüber nachfragen, als bei einem modernen Gelehrten.

Freilich wird dessen Irrtum verständlich, ja einigermaßen entschuldbar, wenn man bedenkt, daß gerade im Laufe des 19. Jahrhunderts durch das Erstarken der sog. „ultramontanen" Richtung — wir gebrauchen das Wort „ultramontan" hier ohne jede polemische Nebenbedeutung — in

jenem ewigen soziologischen Ringen zwischen Gemeinschaftsautorität und individuellem Gewissen das Uebergewicht einseitig nach der Autorität hin sich verschoben hat.

Der Freiburger Professor der katholischen Theologie Franz Xaver Kraus (1840—1901), ein Hauptkämpfer gegen den Ultramontanismus, hat dessen Begriff u. a. durch das Merkmal gekennzeichnet: „Ultramontan ist, wer immer sich bereit findet, ein klares Gebot des eigenen Gewissens dem Anspruche einer fremden Autorität zu opfern." (Vgl. Ernst Hauviller, Fr. X. Kraus. Colmar 1904, S. 124.)

Als es dann trotz des Widerstandes hervorragender deutscher Theologen wie Döllinger und deutscher Bischöfe wie Ketteler jener ultramontanen Richtung gelungen war, auf dem Vaticanischen Konzil zu Rom 1870 das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes durchzusetzen, da ergaben sich für manche Priester, zumal in Deutschland, darüber die ernstesten Gewissenskonflikte, ob sie dieses Dogma, das sie als nicht zu dem ursprünglichen Bestand des katholischen Glaubens gehörig empfanden, ablehnen oder sich der kirchlichen Autorität beugen sollten.

Ein typisches Beispiel solcher Konflikte aus jener Zeit bietet eine Unterredung zwischen dem damaligen katholischen Professor der alttestamentlichen Exegese Franz Heinrich Reusch (1825—1900) und dem Kölner Erzbischof Melchers, der ihn aufgefordert hatte, seine Anerkennung des neuen Dogmas durch Unterschrift unter einen Revers kundzutun.

Reusch: „Der Erzbischof ist eine menschliche Autorität. Als Glaubenssatz kann ich nur das anerkennen, was mir mit göttlicher Autorität vorgehalten wird."

Melchers: „Wenn der Erzbischof mit dem Papste einig ist, so ist die höchste Autorität vorhanden. Die Infallibilität ist vom Papst und der großen Majorität der Bischöfe definiert und ist also Glaubenssatz."

R.: „Ich bekenne mich zu allen katholischen Glaubenslehren, und die Weigerung, den Revers zu unterschreiben, hat lediglich ihren Grund darin, daß ich die Ueberzeugung nicht habe, die Infallibilität sei ebenso gewiß ein Glaubenssatz wie die Sätze, für die ich sterben will."

M.: „Sie sprechen überhaupt zuviel von Überzeugung; als ich Ihnen vor Jahren wegen Ihres Literaturblattes Vorstellungen machte, haben Sie mir auch geantwortet, Sie wollten alles erwägen und sich doppelt streng bewachen und gewissenhaft überlegen, aber Sie müßten doch das Recht vorbehalten, nach Ihrer Ueberzeugung zu handeln."

R.: „Ich kann doch nicht gegen meine Ueberzeugung handeln."

M.: „Sie müssen jetzt Ihrem Bischof gehorchen; ich übernehme tausendmal die Verantwortung für das, was ich von Ihnen verlange. Sie können doch nicht annehmen, daß Gott es Ihnen verübeln werde, wenn Sie gehorsam tun, was ich verlange."

R.: „Daß ich fürchte, in Gottes Gericht nicht zu bestehen, wenn ich etwas gegen mein Gewissen tue, ist ja der einzige Grund, weshalb ich nicht unterschreiben kann."

Im weiteren Verlauf der Unterredung (über die Reusch in einem Briefe vom 25. Nov. 1870, abgedruckt bei v. Schulte, „Der Altkatholizismus", 1887, S. 140 ff., berichtet) drohte der Erzbischof Reusch mit der Exkommunikation und fragte ihn: „Wollen Sie denn ohne Sakramente sterben?"

Als auch dem gegenüber Reusch festblieb, schloß Melchers die Besprechung mit den Sätzen: „Ich habe Sie immer für einen braven Priester gehalten und Sie geachtet und geschätzt; das einzige, was ich an Ihnen auszusetzen hatte, war, daß Sie von der Wissenschaft zuviel und von der Autorität zu wenig halten. Es tut mir leid, gegen Sie vorgehen zu müssen; aber ich kann nicht anders."

Daß es für einen Gelehrten zugleich Gewissenssache ist, seine wissenschaftliche Ueberzeugung zu vertreten, dafür sollte man bei einem Erzbischof doch Verständnis voraussetzen. Freilich bemerkt Reusch noch zu der Unterredung: „Da er (Melchers) vollkommen unfähig ist, sich in einen Seelenzustand wie den meinigen hineinzudenken, so ist er scheinbar viel herzloser, als er vielleicht ist. Dabei läßt er sich gar nicht einfallen, daß es sich bei der Opposition um mehr handelt, als um ein paar eigensinnige Professoren und einige verhetzte liberale Katholiken. Von wissenschaftlichen Schwierigkeiten hat er keine Ahnung. Er würde unbedenklich eine päpstliche Konstitution akzeptieren, es gäbe vier Personen in der Trinität. Und einem solchen Mann ist man preisgegeben! Das Los, welches mir droht, ist mir hart. Daß ich nicht mehr (an der Universität) lesen kann, ist mir hart. Daß ich nicht mehr zelebrieren (d. h. die hl. Messe feiern) darf und Mühe haben werde, Absolution und Kommunion zu erlangen, ist mir schrecklich. Aber wie ich mich auch wenden und drehen mag, wenn ich unterschreibe, würde ich noch unglücklicher."

Mit vollem Recht hat W. Heinsius, dessen Werk „Revision katholischer Frömmigkeit" (Berlin, Springer. 1925) ich das Vorstehende entnahm, hier zugefügt: „In dem Gespräch zwischen Reusch und Melchers treten die Gegensätze ganz deutlich hervor: Der Standpunkt der Autorität und der Standpunkt des Gewissens. Es wird der tiefste Punkt berührt, die Frage, ob auch die höchste Autorität einem

Menschen die sittliche Selbstverantwortung abnehmen könne und dürfe. Man fühlt sich unwillkürlich erinnert an jene bewegte Sitzung des Wormser Reichstags vom 18. April 1521, wo das Offizial von Trier Luther zurief: „Laß dein Gewissen fahren, Martinus, wie du verpflichtet bist, da es sich im Irrtum befindet", und Luther antwortete, daß „gegen das Gewissen zu handeln weder sicher noch lauter sei".

Wie schon angedeutet, war der Fall Reusch durchaus nicht der einzige seiner Art; auch haben wir bis in die unmittelbare Gegenwart davon gehört, daß Schriften deutscher Theologen von der römischen Kurie auf das „Verzeichnis der verbotenen Bücher" (den Index) gesetzt wurden, was ja für die Betroffenen ebenfalls einen schweren Gewissenskonflikt bedeutet.

Aber gerade angesichts aller dieser Tatsachen ist es umso bemerkenswerter, daß Pribilla so offen und nachdrücklich für das Recht des Einzelgewissens eintritt, und daß er das tut als Angehöriger des Jesuiten-Ordens, der von Männern wie Döllinger, Kraus u. a. als Hauptträger der „ultramontanen" Richtung in der Kirche bekämpft wurde.

Und zwar handelt es sich bei dem oben angeführten Satze Pribillas nicht um eine gelegentliche Äußerung, vielmehr hat er seine These wiederholt vertreten, so schon in einem Aufsatz in den „Stimmen der Zeit" von 1922 (S. 201 ff.), in einer Erwiderung auf den Artikel von Prof. Koch (in Philos. u. Leb. Jg. I H. 2 S. 51 ff.) ebenda 1925 (Juniheft), zuletzt in einem Aufsatz der „Stimmen" (Jan. 1926, 241 ff.): „Die Jungfrau von Orleans, eine protestantische Heilige; Theologisches zu Bernard Shaws »Die heilige Johanna«".

Aus dem letzten, hochinteressanten Aufsatz möchte ich hier nur ein paar Gedanken von prinzipieller Bedeutung anführen. Pribilla gibt ohne weiteres zu, die Geschichte kenne Beispiele, daß „große Heilige" in den Verdacht der Irrlehre, der Verblendung oder gefährlicher Neuerungen gerieten und sich Verfolgung der Inquisition zuzogen. Wenige seien imstande, die Tiefe und Furchtbarkeit eines solchen Konflikts zu verstehen.

„In reinster Absicht für Gott und seine Kirche wirken wollen und doch von den amtlichen Vertretern der Kirche verkannt und beargwöhnt werden, das ist das Härteste, was einem Heiligen begegnen kann. Der Konflikt kann sich derart steigern, daß der Heilige von allen verlassen und aus der Kirche ausgestoßen wird, ja dem sicheren Untergang geweiht scheint."

Pribilla betont dabei: „Eine Excommunikation, die über einen Unschuldigen verhängt wird, ist in sich und besonders vor Gott ungültig"[1])

---

[1]) Man denkt hier unwillkürlich an den Fall Wittig, vgl. diese Ztschr., Sept. 1926.

(unter Hinweis auf Codex juris canonici, can. 2242 § 1; S. Thomas, Summa theol. 3 Suppl. 9. 11. a 1 ad 2); er fügt noch hinzu: „Wir Christen haben umso weniger Ursache, die Möglichkeit oder Tatsächlichkeit solcher Konflikte zu leugnen oder zu vertuschen, als im Mittelpunkt christlicher Heilslehre ein solcher Konflikt steht. Ist doch auch Christus von der rechtmäßigen Autorität als Ketzer verurteilt und dem weltlichen Arm zur Hinrichtung übergeben worden."

Gegenüber dem naheliegenden Einwand, diese seine Theorie über das Verhältnis von Gewissen und Autorität entspringe moderner Auffassung, sei aber der mittelalterlichen Gedankenwelt fremd gewesen, räumt Pribilla ein, daß wohl eine Entwicklung zu größerer Klarheit stattgefunden habe, er hält aber daran fest, die Grundsätze seien schon längst erkannt und ausgesprochen gewesen. Die mittelalterliche Scholastik, der „die Zaghaftigkeit der neueren Theologie fremd" gewesen, habe offen die Konflikte behandelt, die sich aus einer irrigen oder mißbräuchlichen Geltendmachung kirchlicher Autorität ergeben könnten; sie habe auch den Fall erörtert, wie jemand sich zu verhalten habe, der in einem kirchlichen Prozeß durch einen Fehlspruch der Richter zu etwas verurteilt werde, was er in seinem Gewissen klar als unrecht erkenne. „Petrus Lombardus[1] († 1164) hatte zunächst die Entscheidung gegeben, er dürfe nicht gehorchen; wenn aber die Kirche ihn unter Strafe dazu zwinge, dann müsse er gehorchen. Aber trotz der Autorität des Meisters haben seine großen Kommentatoren diese verkehrte Ansicht in Übereinstimmung mit dem kirchlichen Gesetzbuch (Decret. Gregor IX. li$_6$ 5, tit. 39 cap. 44, ed. Friedberg II. 908) allgemein abgelehnt. Sie sprechen dabei offen aus, der Mensch müsse es vorziehen, eher in der Exkommunikation zu sterben, »als etwas zu tun, was sein Gewissen ihm verbietet« (S. Thomas [In 4, dist. 38 in fine], s. Bonaventura [In 4, dist. 38, dub. 12; ed. Quaraceki IV. 829])."

So kommt dann Pribilla zu dem Ergebnis, man werde nicht dadurch „Protestant", daß man auch für die kirchliche Autorität Schranken behaupte und vor ihr das Recht des Gewissens wahre. Man werde „Protestant" nur dadurch, daß man die kirchliche Autorität überhaupt leugne und von ihr sich lossage. Auch für den frömmsten Katholiken könne die Stunde schlagen, „wo er, ganz auf sich allein angewiesen, schwere und schwerste Entscheidungen auf das ewige Gewissen zu nehmen hat. Darum muß es das Ziel auch der katholischen Erziehung sein, die Menschen zu geistiger Selbständigkeit und Würdigkeit zu befähigen."

---

[1]) Verfasser eines im mittelalterlichen Theologen-Unterricht sehr weit verbreiteten Lehrbuchs.

Gerade dieser letzte — pädagogische — Gedanke scheint mir besonders beherzigenswert, vor allem in unserer Gegenwart.

Je mehr in neuerer Zeit (seit etwa 100 Jahren) die einseitige Schätzung der Autorität gegenüber dem Gewissen des Einzelnen das Übergewicht erlangte, um so mehr wurde auch für die katholisch-kirchliche Pädagogik der Grundsatz des „Behütens" oberste Maxime.

Beides hat ja ersichtlich dieselbe soziologische Wurzel. Je weniger eine Gemeinschaft dem Einzelnen traut und Spielraum läßt, um so mehr wird sie danach trachten, ihn vor allen fremdartigen Einflüssen sorgfältigst zu schützen, um ihn gleichsam ganz für sich mit Beschlag zu belegen (natürlich in der Überzeugung, daß sei auch für ihn selbst das Heilsamste!).

Wer also wünscht, daß jene prinzipielle Anerkennung des Gewissens durch die katholische Kirche nicht nur in einigen verstaubten Folianten ein bloß papierenes Dasein führe, sondern das geistige Leben in der Kirche selbst befruchte, der wird auch zu der Ansicht sich bekennen müssen, daß jene pädagogische Tendenz, die katholische Jugend immer nur zu behüten, abzuschließen, zu isolieren, unmöglich in Übereinstimmung zu bringen sei mit jener von Pribilla aufgestellten Zielsetzung, „die Menschen zu geistiger Selbständigkeit und Würdigkeit zu befähigen". Wie wenig aber jene Zielsetzung und was aus ihr für den ganzen Geist der Erziehung folgt, in den Kreisen der deutschen Katholiken noch anerkannt ist, beweist die Tatsache, daß man sich nicht nur für die konfessionelle Volksschule auf das Entschiedenste einsetzt, sondern daß auch das preußische Zentrum und die Bischöfe von Fulda und Limburg Ende 1925 gegen die Errichtung auch *nur* einer simultanen Lehrerakademie (in Frankfurt) neben drei konfessionellen den schärfsten Widerspruch erhoben haben, und daß endlich auf einer großen katholischen Akademiker-Versammlung zu Recklinghausen (Ende Dezember 1925) sogar die konfessionelle Gestaltung der höheren Bildungsanstalten gefordert worden ist.[1])

Demgegenüber sei an das erinnert, was ein so bedeutender Theologe und begeisterter Vertreter der katholischen Kirche, Hermann *Schell* (1859—1906), in seiner Schrift „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts" 1897 sogar gegen die isolierte Ausbildung der katholischen Geistlichen eingewendet hat: „*Wer Isolierung sucht und braucht, ist der Inferiorität verfallen!* Das System, wie es gegenwärtig nahezu herrschend ist, bedeutet nichts anderes als das stille Zugeständnis, daß die theologische Bildung eigentlich nur in *der sicheren Abgeschlossenheit* von seminaristischen Fachschulen oder höchstens

[1]) Vgl. über diese Frage, die ja auch wegen des *Reichsschulgesetzes* von größter aktueller Bedeutung ist, meine Artikel im „Pädag. Echo" (Verlag O. Schwartz, Berlin S. 42) Jg. 1927 Nr. 9 f., 14 ff.

von exklusiv katholischen Hochschulen erfolgreich gedeihen kann; man traut ihr die Widerstandskraft nicht zu, den freien Luftzug der großen Mittelpunkte des nationalen, internationalen und interkonfessionellen Geisteslebens sicher auszuhalten und günstig beeinflussen zu können". (S. 20 f., zitiert nach Heinsius a. a. O. 104.)

All das läßt sich genau so auch gegen jenen unseligen Gedanken einer konfessionellen Trennung der höheren Bildungsanstalten einwenden.

Jedenfalls steht sie in vollem Gegensatz zu einer Pädagogik, die in kraftvollem Vertrauen auf den inneren Wert der geistigen Güter, die sie vermittelt, den Einzelnen zu geistiger Selbständigkeit und Mündigkeit führen will und die das echte Geistesleben der Gemeinschaft nicht gesichert glaubt durch Unterdrückung persönlicher Eigenart und des Einzelgewissens, sondern durch deren Anerkennung, die das Wesen der Gemeinschaftsbildung nicht in der Uniformierung sieht, sondern in der Einheit des Mannigfaltigen.

Unfaßbare Macht

Von Alfred Bock

Unfaßbare Macht,
Die du das Weltall beseelst,
Die ich suche,
Von inbrünstiger
Sehnsucht erfüllt,
Was verbirgst
Du dich mir?
Es wandeln die Menschen
Um mich her,
Ach! daß unter ihnen
Nur einer sich fände,
Der da spräche:
Ich verstehe dich ganz!
In güldenen Kammern
Bewahr ich Geheimstes,
Ein Herz zu beglücken,
Aber keiner begehrt's.
Ihr drängt euch heran,
Sucht mich, meinen Namen,
Ich bin euch der Brunnen,
Daraus ihr schöpft,
An meiner Seele
Geht ihr vorüber.
Ob sie sich verzehre
In Einsamkeiten,
Euch kümmert es nicht.
Unfaßbare Macht,
Die du das Weltall durchglühst,
Enthülle dich,
Daß mir Erlösung werde
Im Einhall mit dir,
Denn ich bin deines Wesens,
Das fühl ich tiefinnerst,
Bin atomhaft du selbst.
Unfaßbare Macht,
Die du das Weltall beseelst,
Sei Helferin mir,
Daß ich der Liebe
Teilhaftig werde,
Die aus dem Urquell
Alles Erschaffenen strömt!

Zur Einführung in die Philosophie

III. Psychoanalyse und Individualpsychologie

Eines Tages kommt zu dem Wiener Nervenarzt Sigmund Freud (geb. 1856) ein Mädchen, das infolge nervöser Hemmung nicht trinken konnte. Im Laufe der Behandlung stellt sich heraus, daß es vor Jahren einmal mit heftigem Ekel Wasser aus einem Glas getrunken hatte, aus dem unmittelbar vorher die ihr verhaßte Gouvernante ihren Schoßhund hatte trinken lassen. Freud kam der Gedanke, daß das unbewußte Fortwirken jenes damals unterdrückten Ekels jene nervösen Lähmungserscheinungen bewirkt habe.

So geht ihm die Bedeutung des unbewußten Seelenlebens auf für die Entstehung von nervösen Erkrankungen, weiterhin von Träumen, Einfällen, von Fehlhandlungen (Versprechen, Verlesen) usw. Das Wirken des Unbewußten erscheint ihm so als ein sinnvolles, und sein störendes Hereinspielen in das Bewußtsein glaubt er beseitigen zu können dadurch, daß er durch „Psychoanalyse" (Seelenzergliederung) in die Ursachen jener Störungen (die er meist in vergessenen oder verdrängten Kindheitserlebnissen peinlicher Art sucht) gleichsam hineinleuchtet. Freud sieht nun im sexuellen Trieb (Libido) die beherrschende Macht des ganzen Trieblebens, auch schon beim kleinen Kinde (diese „infantile Sexualität" soll sich z. B. schon im Saugen, Fingerlutschen auswirken). — Diese einseitige Deutung des Trieblebens ist sehr anfechtbar und kann nur dadurch — scheinbar — durchgeführt werden, daß er in allem Streben Streben nach Lust sieht [was ebenfalls irrig ist] und daß er auf alles Streben den Namen Libido anwendet. Der sexuelle Trieb also gilt ihm als die bewegende Kraft des ganzen Seelenlebens. Aber der Erfüllung der sexuellen Wünsche stehen Wirklichkeit, Sitte, sittliche Anschauungen beim Kinde wie beim Erwachsenen vielfach schroff entgegen. So werden sie ins Unbewußte verdrängt und äußern sich nun in nervösen Erkrankungen (Neurosen) und anderen Symptomen. Das durch die Verdrängung gestörte Gleichgewicht stellt der Arzt her, indem er durch die Analyse die Verdrängung aufhebt, das Unbewußte bewußt macht und den Weg weist zur „Sublimierung" (Erhöhung) der Libido, d. h. der Auswirkung ihrer Energie in der Hingabe an Kulturaufgaben.

Von Freud beeinflußt, jedoch in seinen Grundgedanken selbständig ist Alfred Adler (geb. 1870), ebenfalls Arzt in Wien. Auf Grund seiner Erfahrungen als Arzt und Menschenbeobachter sieht er — im Anschluß an Nietzsche — den „Willen zur Macht" und damit zu sozialem Ansehen als Grundtrieb an. Und er meint, daß dieser vor allem in solchen, die für minderwertig gelten oder sich selbst dafür halten, schon in frühester Kindheit sich wirksam erweise und sie zu gesellschafts-feindlichem Verhalten (Trotz, Verstocktheit, Diebstahl, Menschenhaß usw.) oder zu zügellosem Ehrgeiz, Schätzung ihres „Prestige" usw. treibe (bei Versagen gegenüber wirklich ernsten Aufgaben).

Ein Neurotiker bittet Adler, ihm Arbeit zu verschaffen. Adler fragt: „Was für eine Arbeit?" — „Alle Arbeiten mache ich." — „Alle — das ist viel zu wenig!" — So entlarvt Adler den neurasthenischen Schwächling, der sich mit allem „beschäftigt", aber nicht „arbeiten" will.

Jemand erzählt Adler von einem Schriftsteller, der zum vierten Male geheiratet hat. Adler bemerkt: „Ein Feigling!" — „Wieso?" — „Vier Frauen sind viel weniger als eine Frau, wenn man mit ihr zusammenleben soll." So zeigt Adler auch hier seinen Scharfblick für den innerlich Schwachen, der nach außen hin etwas gelten will.

Wenn man Adlers psychologische Richtung „Individualpsychologie" nennt, so will man damit sagen, daß er die einzelnen Vorgänge und Störungssymptome im Zusammenhang mit dem ganzen Individuum und seiner Individuallage auffaßt.

Dieser Zug ist ihm mit Freud gemeinsam; ebenso fassen beide das bewußte Seelenleben als getragen und beeinflußt auf von einem unbewußten Grundtrieb. Durch solche einheitliche Deutung des seelischen Geschehens unterscheiden sich beide von der sensualistischen Psychologie (s. Heft 2, S. 58), die das Seelenleben aus einer Vielheit von Elementen (Empfindungen) aufbauen will.

Da Adler besonders auf das Verhältnis des Individuums zur Gemeinschaft (societas) achtet, und bemüht ist, die durch den „Machtwillen" und das Geltungsbedürfnis des Einzelnen bewirkten Störungen dieses Verhältnisses zu überwinden, so könnte man seine „Individualpsychologie" auch als „soziologisch" charakterisieren. Daß sie der Pädagogik viel Anregungen gibt, liegt auf der Hand.

S. Freud, Traumdeutung, 1900, 6. A. 1922, Psychopathologie des Alltags, 1900 u. ö. Vorlesungen z. Einführung in die Psychoanalyse, 1922. Federn-Meng, Das psychoanalyt. Volksbuch, Stuttgart, Hippokrates-Verlag, 1926. A. Adler, Praxis u. Theorie der Individualpsychologie, 1920. Alice Rühle-Gerstel, Freud u. Adler, 1924. M. Sperber, A. Adler, Mensch u. Lehre, 1926. Individualpsychologie u. Pädagogik (Schule u. Leben, Heft 10, Berlin, Mittler, 1927).

Aussprache

Zur Unsterblichkeitsfrage

Das Augustheft 1926 von „Philosophie und Leben" ist dem Problem der Unsterblichkeit gewidmet, das an und für sich unlösbar ist und ins Gebiet des Glaubens gehört, wo nichts zu beweisen ist.

Wenn der Spiritismus vorgibt, die Unsterblichkeit bewiesen zu haben, so ist das seine Sache. Ich glaube nicht, daß bei den sogenannten okkulten, vermeintlichen oder tatsächlichen Erscheinungen Geister am Werke sind. Und wenn es gelänge, den Spiritismus beweiskräftig abzutun, so würden die Spiritisten wahrscheinlich doch nicht aussterben; denn die Vorurteile und persönlichen Eingenommenheiten vieler Menschen sind oft stärker und zugkräftiger als Einsicht und Vernunft!

Bei der Untersuchung des vorliegenden Problems ist das Logische nicht ganz ausgeschlossen. Wenn die Seele des Menschen unsterblich ist, so muß es folgerichtig die Tierseele auch sein; denn man wird auch bei den Tieren, namentlich den höher organisierten, nicht umhin können, eine Seele anzunehmen. Wenn die Seele des Menschen nach dem Tode weiterlebt, so muß angenommen werden, daß sie von jeher dagewesen ist, denn was einen Anfang hat, hat auch ein Ende.

Die Bedeutung der Unsterblichkeit für die Lebensführung kann nicht bestritten werden, obwohl ich nicht soweit gehe, mit der unbedingten Sterblichkeit des Menschen das diesseitige Leben sinn- und zwecklos zu finden. Je mehr der Mensch moralisch und ethisch veranlagt ist und sich betätigt, desto weniger wird ihm die Unsterblichkeitslehre Kopfzerbrechen machen. — Oder muß man aus Gründen der ausgleichenden Gerechtigkeit eine Unsterblichkeit annehmen, da doch das Leben eines guten Menschen nicht demjenigen eines Verbrechers gleichgesetzt werden kann? Die Annahme, daß das irdische Leben eine Vorbereitungszeit für das ewige Leben darstelle, hat auch seinen Haken. Denn man kann wohl in einer kurzen Spanne Zeit nicht für die Ewigkeit verantwortlich gemacht werden. Und was wäre es mit den Frühverstorbenen oder denjenigen Menschen, die durch irgendwelche Umstände und Katastrophen jählings aus diesem Leben gerissen werden?

Auf alle Fälle ist es gut und heilsam, daß wir bei der Untersuchung des ganzen Problems vor einem Rätsel stehen, denn mit der bewiesenen Unsterblichkeit müßte das Leben der Menschen wohl zu selbstverständlich verlaufen.

G. Hinderer, O.-Lehrer, Untergröningen (Württ.).

Daß das Problem der Unsterblichkeit nur in das Gebiet des Glaubens, nicht das des Wissens gehöre, wird in der vorstehenden Zuschrift nur behauptet, nicht bewiesen. Manche sehr ernst zu nehmende Gelehrten auch in der Gegenwart sind schon zu dem Ergebnis gelangt, daß gewisse okkulte Erscheinungen nur durch die Annahme, daß sie von Seelen Verstorbener bewirkt werden, ihre Erklärung finden könnten. Ich selbst enthalte mich vorläufig darüber des Urteils.

Die Frage, ob auch die Seelen von Tieren fortleben, kann man gewiß aufwerfen, aber sie ist damit noch nicht notwendig bejaht, daß man ein Fortleben der Menschenseelen anerkennt. Ja, man kann auch bei diesen die Frage aufwerfen, ob sie alle fortleben.

Daß alles, was einen Anfang hatte, auch ein Ende haben müsse, ist ein Satz, dessen Gültigkeit mir nicht unmittelbar einleuchtet.

Den weiteren Ausführungen kann ich zustimmen. Der zuletzt geäußerte Gedanke findet sich in ähnlicher Fassung auch bei Kant (am Schluß des I. Teils Kritik der praktischen Vernunft).

Die Stelle mag hier — gekürzt — folgen:

Kant: „Würden Gott und Ewigkeit, mit ihrer furchtbaren Majestät, uns unablässig vor Augen liegen, ... so würden die mehresten gesetzmäßigen Handlungen aus Furcht, nur wenige aus Hoffnung und gar keine aus Pflicht geschehen, ein moralischer Wert der Handlungen aber, worauf doch allein der Wert der Person und selbst der der Welt in den Augen der höchsten Weisheit, ankommt, würde gar nicht existieren. Das Verhalten der Menschen, so lange ihre Natur, wie sie jetzt ist, bliebe, würde also in einen bloßen Mechanismus verwandelt werden, wo, wie ein Marionettenspiel, alle das Gute gestikulieren, aber in den Figuren doch kein Leben anzutreffen sein würde. Nun, da es mit uns ganz anders beschaffen ist, da wir, mit aller Anstrengung unserer Vernunft, nur eine sehr dunkle und zweideutige Aussicht in die Zukunft haben, der Weltregierer uns sein Dasein und seine Herrlichkeit nur mutmaßen, nicht erblicken oder klar beweisen läßt, dagegen das moralische Gesetz in uns ... von uns uneigennützige Achtung fordert ... so kann wahrhaft sittliche, dem Gesetze unmittelbar geweihte Gesinnung stattfinden und das vernünftige Geschöpf des Anteils am höchsten Gute würdig werden, das dem moralischen Werte seiner Person und nicht bloß seinen Handlungen angemessen ist. Also möchte es auch hier wohl damit seine Richtigkeit haben, was uns das Studium der Natur und des Menschen sonst hinreichend lehrt, daß die unerforschliche Weisheit, durch die wir existieren, nicht minder verehrungswürdig ist, in dem, was sie uns versagte, als in dem, was sie uns zuteil werden ließ."

Der Güte einer Leserin der Zeitschrift verdanke ich auch noch die folgenden Stellen bzw. deren Übersetzungen (die Originale sind englisch bzw. französisch):

Robert Browning: „Niemand, der die Gewißheit besäße, daß es ein Jenseits gibt, würde geduldig ein volles diesseitiges Leben führen können. Und da das zukünftige nur die reife Frucht des gegenwärtigen Lebens sein kann, würde durch eine endgültige Offenbarung die Zukunftsverheißung ausgelöscht und die tatsächliche Erfahrung verkümmert werden. Indem die Gewißheit eines zukünftigen Lebens einen Schaden für die Seele bedeuten und dadurch sich selbst zerstören würde, wird diese Gewißheit durch den Zweifel — mit anderen Worten durch die Hoffnung — annähernd erreicht und in wirksamer Weise ersetzt."

Wilhelm von Humboldt an Frau v. Staël (nach Schillers Tod, 25. Mai 1805):

„Wie ungewiß ist alles, wie hart, daß wir nicht wissen, ob der Verlust unserer Teuren, den wir erleiden, eine andere Sphäre bevölkert, in die auch wir später eingehen werden, oder ob der Tod nur zerstört, was niemals wieder aufleben wird! Dieser Gedanke ist entsetzlich, und der erstere hat etwas Kleinliches, was sich zu einem so schrecklichen Ereignis, wie der Tod es ist, nicht schicken will. Dieser furchtbare Wendepunkt muß etwas anderes sein, als ein bloßer Ortswechsel oder eine Befreiung von den Banden des Stoffes, wie man es auszudrücken pflegt. Er muß — ich wage es zu hoffen — für uns eine besondere und unvorstellbare Art des Einswerdens mit dem Universum bedeuten, und zugleich eine weit innigere Vereinigung mit denen, die uns hier die Nächsten waren. Die verschiedenen Zustände, denen die Krise des Todes vorangeht, müssen eine Umwälzung der ganzen Art und Weise unseres individuellen Seins, das uns von anderen Wesen trennt und uns zugleich mit ihnen verbindet, bedeuten. Denn wir können es nicht leugnen, unser Gefühl bestätigt es uns: Liebe, Freundschaft, selbst das Wort, das von mir zu Ihnen geht, künden unwiderlegbar, daß wir im Grunde ein und dasselbe Wesen sind, und doch würde der ganze Reiz des Daseins zerstört und in eine rein metaphysische Idee verwandelt werden, wenn die Individualität, das »Ich« und das »Du« hinweggenommen würde. Hier also liegt das tiefe Naturgeheimnis, das wir nie ergründen werden, das wir aber im Innersten

erleben, je mehr wir in uns selbst erstarken und je mehr wir uns rückhaltlos der Natur und unsern Freunden hingeben."

(Das französisch geschriebene Original ist veröffentlicht in der „Deutschen Rundschau" Januarheft 1917.)

Man beachte, wie in den letzten Sätzen dasselbe Problem — freilich im metaphysischen Gebiet — berührt wird, das uns — im Erfahrungsgebiet — in dem Aufsatz über Gemeinschaft und Einzelnen oben beschäftigte. A. M.

Besprechungen

Gilg, Arnold, Sören Kierkegaard. München, Kaiser, 1926. 231 S.

Das vorliegende Buch ist eine der wenigen wirklich guten Darstellungen des Denkens Kierkegaards. Gewiß könnte man auch gegen dies oder das der Darstellung Einwände machen. So ist das ästhetische Stadium sicher nicht nur ein „Spiel dekadenter Schöngeister" (S. 103), darin findet es höchstens seinen Höhepunkt. Auch scheint mir der Begriff der „Wiederholung" und der des „Einzelnen" bei Gilg etwas zu wenig berücksichtigt zu sein. Doch im ganzen ist die Gilgsche Arbeit durchaus gelungen. Gilg läßt dabei den Kirchenkampf Kierkegaards fast unberücksichtigt, weil er sehr mit Recht meint, daß die Theorie Kierkegaards im Kirchenkampf bereits ihren Höhepunkt hinter sich hat, ja daß Kierkegaard im Kirchenkampf bisweilen der Grundintention seines früheren Denkens direkt widerspricht (S. 76—77). So arbeitet Gilg vor allem die philosophische (religionsphilosophische) Seite Kierkegaards heraus, und sein Buch wird deshalb von allen denen besonders begrüßt werden, die, philosophisch interessiert, Kierkegaard kennenlernen wollen. H. K.

Mehlis, Georg, Die Mystik. München, Bruckmann, 1926. 244 S. Kart. 6.—, geb. 7.—.

Unsere Zeit neigt wieder stark zur Mystik. So wird dies Buch, das in vortrefflicher Darstellung einen umfassenden Überblick über alle Erscheinungsformen der Mystik gibt, sicher regem Interesse begegnen.

Hellwig, Albert, Okkultismus und Wissenschaft. Stuttgart, Enke, 1926. 127 S. 6.30.

Das in erfreulich sachlichem Tone gehaltene Buch enthält eine ins Einzelne gehende kritische Nachprüfung des von Schrenck-Notzing (Stuttgart 1924) veröffentlichten Werkes „Experimente der Fernbewegung". Verfasser will — wie er immer wieder betont — (S. 2, 29, 41, 59 u. a.) dartun, „daß es für einen Dritten kaum möglich ist, eine zuverlässige Überzeugung von der Echtheit okkulter Phänomene zu bilden". Das dürfte in der Tat für Personen, die so einseitig kritisch, ja ablehnend eingestellt sind, wie der Verfasser, zutreffen. Aber es drängt sich die Frage auf, warum hat sich der Verfasser bisher nicht Gelegenheit verschafft, Medien selbst zu beobachten? Wenn nicht sonst, so hätte er doch wohl bei Freiherrn von Schrenck die Möglichkeit dazu gefunden.

Die Einseitigkeit seiner Haltung und seine Hyperkritik verrät sich u. a. darin, daß er (mit Moll) einfach voraussetzt, ein Okkultist, d. h. ein Forscher, der von der Echtheit okkulter Erscheinungen überzeugt ist, könne kein „kritischer", „nüchterner" Gelehrter sein (7, 71). So scheidet er denn die Berichte aller dieser Forscher kurzerhand als unbeachtlich aus (73).

Müßte er dann nicht z. B. auch Bärwald, der ja die Echtheit parapsychischer Phänomene anerkennt, als „befangen" ansehen?

Hier wird die Kritik zur Überkritik, ja Unkritik. A. M.

Bauch, Bruno, Die Idee. Leipzig, Reinicke, 1926. 280 S. Geh. 9.—, geb. 11.—.

Die Untersuchungen und Ergebnisse Bauchs lassen sich eigentlich gar nicht allgemeinverständlich wiedergeben, dazu führen sie viel zu sehr in die letzten Tiefen menschlichen Erkennens hinab.

Wenn wir nach einem Wort suchen, das uns wenigstens einen Hinweis gibt auf die Grundeinstellung Bauchs, so können wir sie vielleicht am ehesten panlogistisch

nennen. Nur muß dieser Ausdruck richtig verstanden werden, d. h. Bauchs Panlogismus hat nichts zu tun mit irgendwelchem Rationalismus, der in bloßen Abstraktionen den Kern der Welt erfaßt zu haben glaubt. Gerade die Richtung auf das Begreifen des ganz Individuellen und Konkreten ist ihm wesentlich. Aber weil er eben auf das Begreifen des Konkreten gerichtet ist, hat er auch mit dem heute modernen Irrationalismus nichts gemein. Bauchs Absicht liegt jenseits von Rationalismus und Irrationalismus. Unter Panlogismus soll hier nichts anderes verstanden werden, als die Erkenntnis, daß es nichts gibt außerhalb der allumfassenden Gesetzlichkeit der objektiven Weltvernunft. Wie jegliches konkrete Einzelne im Begriff als konstituierendem logischem Geltungszusammenhang gegründet ist, so finden die unter sich in kontinuierlicher Verknüpfung stehenden Begriffe ihre umfassende Einheit in der Einheit der Idee, und weiter schließt sich in der Einheit der Idee das Reich der Begriffe mit der durch diese bedingten Wirklichkeit zusammen.

Das alles zeigt, daß Bauch sich der großen Geistesbewegung eingliedert, die durch die Denker des deutschen Idealismus auf seinem Weg von Kant bis Hegel ihre Richtung vorgezeichnet erhalten hat. Er lernt von der Vergangenheit, um ihre Gedanken selbständig fortzubilden. So gelingt es ihm, Kant und Hegel zu versöhnen. Darum ist Bauchs Schrift eine reife Frucht am Baume des deutschen Idealismus, gleich anziehend durch ihre fugenlose logische Geschlossenheit wie durch die Weite ihres Gesichtsfelds. Die neu erwachte Sehnsucht nach wissenschaftlicher Metaphysik kommt hier in vollem Maß auf ihre Rechnung. Dr. E. Keller.

Eingegangene Schriften

Littmann, Arnold. Schillers Geschichtsphilosophie. Langensalza, Beyer, 1926. 128 S. 2.40 Mk.

Husain, Abid. Die Bildungstheorie Herbert Spencers. Ebenda. 101 S. 1.80 Mk.

Gemmel, J. S. J. Menschheitsethik, Methodologie e. vergleichenden Ethik. Ebenda. 94 S. 1.80 Mk.

Schmidt, Albert. Die Weltanschauung des Pazifismus im Lichte des christl. Glaubens. Witten, Westdtsch. Lutherverlag, 1927. 241 S.

Lhotzky, H. D. Werdeziel der Menschheit. Tübingen, Wunderlich, 1926. 30 S. 0.80 Mk.

Behn, Siegfr. Sein u. Sollen. E. metaphysische Begründung der Ethik. Berlin, Dümmler, 1927. 320 S. Geh. 9.75 Mk., geb. 11.75 Mk.

Groos, Helmut. Der deutsche Idealismus u. d. Christentum. München, Reinhardt, 1927. 507 S. Geh. 15.— Mk.

Unger, Erich. Das Problem der mythischen Realität. (Eine Einleitung in die Goldbergsche Schrift Die Wirklichkeit der Hebräer.) Berlin, David, 1926. 41 S.

Weinmann, Rudolf, Versuch e. endgültigen Widerlegung der speziellen Relativitätstheorie. Leipzig, Hillmann, 1926. 24 S.

Scholastik. Vierteljahrsschrift f. Theol. u. Philos. Hrg. v. d. Ignatiuskolleg, Valkenburg. I. Jahrg. H. 4, II. Jahrg. 1. Freiburg, Herder. Je 150 S. je 6.— Mk.

Als erste kostenlose Buchbeigabe wird mit diesem Heft zugleich versandt
Rud. Odebrecht, Kleines philosophisches Wörterbuch.

Adressen der Mitarbeiter dieses Hefts auf der 3. Umschlagseite.

Neue Arbeiten können zur Zeit nicht angenommen werden.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. A. Messer, Gießen, Stephanstr. 25. — Für Einsendungen, die nicht im Einvernehmen mit der Schriftleitung erfolgen, kann keine Verantwortung übernommen werden. Rücksendung unverlangter Manuskripte erfolgt nur, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Quartalswechsel!

Mit diesem Heft schließt das 1. Vierteljahr von „Philosophie und Leben“. Die Schwierigkeiten des Verlagsübergangs sind nun überwunden. Von jetzt ab werden die Hefte regelmäßig erscheinen; Heft 4 kommt noch im April heraus. – Man erneuere rechtzeitig sein Abonnement!

FM